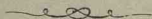


Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.



Erster Band.

Reisebilder. Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1876.

Inw. A. 23.428

Reisebilder

von

Heinrich Heine

Vol. I

Erster Theil.

DONATIUNEA
Biblioteca General ALEX. SOU



Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1876.

36617
71993

CONTROL 1953

Biblioteca Centrală Universitară
"Carol I" București
Cota 46688

1956

RC 173/09

B.C.U. Bucuresti



C71993

Inhalt.

	Seite
Ankündigung	VII
Vorwort des Herausgebers zum ersten und zweiten Bande	XXI

Reisebilder.

Vorrede zur französischen Ausgabe der Reisebilder . .	XLI
Die Harzreise	1
Norberney	125
Ideen. Das Buch Le Grand	193

Ankündigung.

Mit Ungeduld hat das Publikum seit Jahren der Veröffentlichung einer Gesamtausgabe von Heinrich Heine's Werken entgegengesehn. Ohne Zweifel besitzt die Nation ein Recht darauf, endlich die schriftstellerische Thätigkeit dieses seltenen Geistes in geordnetem Zusammenhange zu überblicken. Liebe und Haß, Begeisterung und fanatische Erbitterung haben die einzelnen Werke des Dichters bei ihrem Erscheinen begrüßt, aber die Kritik vermochte ihr letztes Wort nicht zu sprechen, so lange ein großer Theil seiner Schriften nur in verkürzter, willkürlich von der Censurschere entstellter Gestalt vorlag. Sah sich doch Heine mehr als einmal zu der öffentlichen Erklärung genöthigt, daß manche seiner Bücher „nicht gedruckt worden, wie er sie geschrieben,“ daß „durch die großen, unzähligen Ausscheidungen die

ursprüngliche Tendenz gänzlich verloren gegangen,“ und daß bei solchen, zum Theil sehr wesentlichen Verstümmelungen von fremder Hand nur „die Furcht vor Mißdeutung“ ihn abhalte, geradezu gegen die Autorschaft der betreffenden Werke zu protestieren *).

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung der Gründe, welche das Erscheinen der, bereits 1837 beschlossenen, vervollständigten und durch neue Beiträge vermehrten Gesamtausgabe von H. Heine's Werken bis zum Jahr 1848 verhinderten. Die bundestägliche Verfolgung der Schriften des „jungen Deutschlands,“ die jahrelang fortgesetzte officiële Überwachung aller Publikationen des Dichters, das Verbot des ganzen Campe'schen Verlages in mehren deutschen Staaten — all' diese beengenden vexationen haben in der Geschichte unsrer Pressfreiheit eine traurige Berühmtheit erlangt. Verfasser und Verleger kamen daher in dem Wunsche überein, die Veröffentlichung der Gesamtausgabe

*) Vgl. das Vorwort Heine's zur zweiten Auflage der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland,“ die Vorreden zur „Romantischen Schule“ und den „Französischen Zuständen,“ die Erklärung über den „Schwabenspiegel“ in der Zeitung für die elegante Welt (Jahrgang 1839, Nr. 28, S. 112), und besonders die kleine Schrift „Über den Denuncianten,“ welcher die oben angeführten Worte entnommen sind.

bis auf eine Zeit zu verschieben, wo für ein solches Unternehmen auf „das unparteiische Wohlwollen der resp. Censurbehörden Deutschlands“ zu rechnen sei.

Das Jahr 1848 beseitigte endlich mit manchen andern Belästigungen und Hemmnissen der Geistesfreiheit in unserm Vaterlande auch das verhasste Institut der Censur, jener Behörde, die „über alle Klagen erhaben“ war, und gegen deren autoritative Machtsprüche es für den schutzlosen Schriftsteller und seinen Verleger keine Appellation gab. Aber die stürmisch aufgeregte Zeit des Revolutionsjahres und die zunächst folgenden Jahre trüber Entmuthigung unter der Herrschaft einer brutalen Reaction erwiesen sich zu ungünstig für jedes literarische Unternehmen, das nicht ausschließlich der Besprechung politischer Tagesinteressen gewidmet war, als daß man damals das Erscheinen der Gesamtausgabe von H. Heine's Werken mit Fug hätte erwarten können.

Während seiner letzten Krankheitsjahre beschäftigten den Verfasser vielfach die Vorarbeiten zu der französischen Gesamtausgabe seiner Werke, die, größtentheils von ihm selbst für den Druck revidiert und zusammengestellt, von 1855—59 bei Michel Lévy Frères zu Paris in sieben Oktavbänden

veröffentlicht ward. Dieselbe ist keineswegs als eine vollständige Sammlung seiner schriftstellerischen Arbeiten zu betrachten; doch enthält sie zahlreiche Stellen, welche in den deutschen Ausgaben der betreffenden Werke von der Censur unterdrückt worden sind.

Nach dem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode Heinrich Heine's hielt der Verleger seiner sämtlichen Werke, Herr Julius Campe, es für seine Pflicht, nunmehr sofort die Publikation der deutschen Gesamtausgabe zu beginnen. Eine ausführliche Disposition zu letzterer befand sich in zwiefacher Abschrift unter den nachgelassenen Papieren des Dichters, welcher sich von Herrn Campe das feierliche Versprechen hatte geben lassen, daß die von ihm selbst getroffenen Anordnungen genau befolgt werden sollten. Herr Campe suchte daher vor Allem von der Wittve und Universalerin Heine's die Aushändigung der erwähnten Disposition zu erlangen. Leider erwiesen sich seine oft und in jeder Form wiederholten Bemühungen als vergeblich; die launenhafte Frau setzte seinen gerechten Anforderungen ein hartnäckiges Schweigen entgegen, und offerierte ihm endlich, statt der verlangten Disposition, ein kleines Bändchen nachgelassener, größtentheils fragmentarischer oder früher schon veröffentlichter Gedichte ihres Mannes für das exorbitante Honorar von

30,000 Francs. Nachdem in solcher Art das Erscheinen der deutschen Gesamtausgabe durch Schuld der Wittwe Heine's um länger als fünf Jahre verzögert worden, und inzwischen auch Herr Dr. Rud. Christiani, den Sener zum Herausgeber seiner sämmtlichen Werke bestimmt hatte, verstorben ist, hat sich der Verleger genöthigt gesehn, jetzt ohne die ihm leider nicht erreichbare, von Heine selbst entworfene Disposition die Veröffentlichung der Gesamtausgabe zu unternehmen, mit deren Redaction der Schreiber dieser Zeilen betraut worden ist.

In den brieflichen Mittheilungen Heine's an seinen Verleger fanden sich allerdings zwei Dispositionen für die Anordnung der deutschen Gesamtausgabe seiner Werke vor; doch stammen dieselben einerseits aus älterer Zeit (aus den Jahren 1846 und 1848), und konnten andererseits schon deshalb keine große Beachtung erfahren, weil sie in flüchtigster Eile nach einseitig buchhändlerischen Rücksichten entworfen sind.

Für die vorliegende Sammlung der Heine'schen Werke ist daher, soweit möglich, im Wesentlichen das von dem Dichter selbst herrührende Arrangement der französischen Ausgabe benutzt worden. Die Reihenfolge der einzelnen Schriften wird — vorbehaltlich kleiner Abänderungen — folgende sein:

sind.“ „Am Ende kommt es auch auf Eins heraus,“ heißt es am Schlusse der „Harzreise,“ „wann und wo man Etwas ausgesprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausspricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn sie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch solche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schrofte ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden.“

Nur aus einem äußeren Grunde hat der Herausgeber darauf verzichtet, die vorliegende Gesamtausgabe mit dem Abdruck der Gedichte zu eröffnen. Dieser Grund war die Hoffnung, während des Erscheinens der übrigen Bände nicht allein mancherlei Aufsätze und Briefe, sondern namentlich auch den poetischen Nachlass Heinrich Heine's und eine größere Zahl ungedruckter oder in Zeitschriften verstreuter Gedichte aus früherer Zeit durch Vermittlung der Geschwister und Freunde des Verstorbenen zu erhalten.

Die Grundsätze, von welchen ich mich bei Herausgabe der sämtlichen Werke H. Heine's leiten ließ, sind in der Kürze die folgenden.

Ich hielt es zunächst für meine Pflicht, die neueren Ausgaben der einzelnen Schriften aufs sorgfältigste, Zeile für Zeile, mit den vorhandenen Ori-

ginalmanuskripten oder, sofern diese nicht mehr herbeizuschaffen waren, mit den älteren deutschen und den verschiedenen französischen Ausgaben zu vergleichen. Es ist mir durch solche mühsame Vergleichung gelungen, die vorliegende Gesamtausgabe von einer beträchtlichen Anzahl störender Druckfehler zu reinigen, und den größten Theil der Censurlücken, welche bei manchen Bänden zwei bis drei Bogen betrug, vollständig zu ergänzen. Ein kurzes Vorwort zu jedem Bande wird den gewissenhaftesten Nachweis über diese Ergänzungen liefern.

Um den beleidigenden Verdacht zu entfernen, als hätte sich Heine in der französischen Ausgabe seiner Werke unpatriotischerweise, dem französischen Publikum zulieb, willkürliche und wesentliche Veränderungen oder Kürzungen erlaubt, habe ich jedem Bande ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Abweichungen und eine wortgetreue Übersetzung der französischen Vorreden beigelegt. Die Besitzer der deutschen Gesamtausgabe sind dadurch in den Stand gesetzt, sich mit leichter Mühe über den Grund oder Ungrund einer derartigen Beschuldigung ihr selbstständiges Urtheil zu bilden.

Bei Veröffentlichung der Briefe, welche zum Theil höchst interessante Aufschlüsse über die literarischen und politischen Bestrebungen des Dichters

und seiner Zeit gewähren, ist es nicht im entferntesten auf einen gehässigen Skandal oder eine leichtfertige Buchmacherei abgesehen. Die Pietät gegen den Todten und die schuldige Rücksicht auf Lebende soll durch die Publikation solcher Briefe in keiner Weise verletzt werden. Es bedarf fast dieser ausdrücklichen Versicherung gegenüber der schamlosen Ausbeutung des Interesses für den großen Verstorbenen, welche in letzter Zeit von einem angeblichen Freunde Heine's durch Herausgabe mehrerer Bände „Dichtungen“ und „Briefe“ von zweifelhaftester Echtheit*) versucht worden ist. Unter andern werth-

*) Vgl. über die Steinmann'schen „Nachträge zu Heinrich Heine's Werken“ u. A. die Erklärung Alfred Meißner's vom 8. Juni 1861 in Nr. 70 der Hamburger „Reform“ und meinen Aufsatz „über den Steinmann'schen Pseudo-Heine“ in Nr. 82 und 83 des Hamburger „Freischütz“ vom selben Jahre. — „Es ist nicht denkbar,“ schreibt Meißner a. a. O., „daß Heine, von dem es bekannt ist, mit welcher ängstlichen Sorgfalt er seine Produkte überwachte, in seiner ganzen Nachlassenschaft auch nicht ein einziges der von Herrn Steinmann veröffentlichten Gedichte im Original oder abschriftlich bei sich zurückbehalten haben sollte. Nun habe aber ich selbst diesen Nachlaß auf den Wunsch seiner Wittve Blatt für Blatt durchgesehen, gesichtet, wenige Wochen nach seinem Tode, als der ganze Haufen Papiere wahrscheinlich noch in demselben Zustande war, wie sie von Heine selbst das letzte Mal geordnet wurden. Ich habe in den von Herrn Steinmann herausgegebenen Dichtungen

vollen Beiträgen gelang es mir, für die vorliegende Gesamtausgabe den bisher ungedruckten Briefe keine einzige Pièce gefunden, die mir aus diesem Nachlasse bereits bekannt gewesen wäre.“ Zur Beleuchtung der „freundschaftlichen“ Beziehungen des Herrn Steinmann zu Heinrich Heine theilt Meißner eine Erklärung des Letzteren aus der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 8. Februar 1843 mit. Heine, von welchem Steinmann schon damals unbefugterweise allerlei alte Privatbriefe hatte abdrucken lassen, schreibt dort wörtlich: „Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübtsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestieren.“ Meißner knüpft hieran die treffende Bemerkung: „Nach jenem Briefe H. Heine's, der wie ein antecipierter Protest gegen den Herausgeber seines Nachlasses klingt, muß es wahrlich befremden, wenn wir in den von Herrn Steinmann herausgegebenen „Dichtungen von H. Heine“ nun noch allerhand Piècen finden, die Dieser ihm „aus seiner Matratzengruft“ zusendet, und in den „Briefen“ die alte Freundschaft bis in den letzten Todestagen fortglücken sehen, eine Freundschaft, die sich so weit steigert, daß er, um seinen Freund in Münster zu erfreuen, ihm wohl ein Schock Epigramme über das Frankfurter Parlament einschickt!“ — Ich selbst habe a. a. D. dokumentarisch nachgewiesen, daß Herr Steinmann nicht allein den von ihm öffentlich versprochenen Beweis für die Echtheit der von ihm unter Heine's

wechsel Heine's mit Karl Immermann zu acquirieren, welcher auf die Jugendarbeiten des Ersteren und auf den ersten literarischen Freundschaftsverkehr der beiden Geistesheroen ein glänzendes Licht wirft. Gleichfalls ward mir die Freude, durch Güte des Herrn Heinrich Laube mit dem Originalmanuskript des „Atta Troll“ eine Anzahl von Briefen zu empfangen, welche Heine seit dem Jahre 1833 an Herrn Laube gerichtet hat, und welche gewissermaßen das konfidentielle Programm des Kampfes enthalten, der zu jener Zeit auf theologischem und politischem Felde geführt ward.

So sehr ich bestrebt sein werde, in den nachfolgenden Bänden alle literarischen Arbeiten des Dichters zu sammeln, können doch selbstverständlich nur solche Produktionen Aufnahme finden, welche mit unzweifelhaftester Bestimmtheit als von Heine herrührend erkannt worden sind. Ich ersuche daher freundlichst die Besitzer ungedruckter Briefe und sonstiger Manuskripte oder in Zeitschriften, Almanachen &c. verstreuter Beiträge von Heine's Feder,

Namen publicierten Produktionen nicht geliefert, sondern sich Betreffs seiner Angaben in ein haltloses Gewebe von Unwahrheiten verstrickt, und dadurch den gegen ihn vorliegenden Verdacht einer absichtlichen literarischen Fälschung zur größten Wahrscheinlichkeit erhoben hat.

mir alle derartigen Papiere, wo möglich im Original, recht bald durch die Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg einzuschicken.

Schließlich mögen noch über die, auf den ersten Blick vielleicht etwas befremdliche, Orthographie dieser Ausgabe einige Worte am Platze sein. Heine hat bei Veröffentlichung seiner Werke überall keine bestimmten Grundsätze der Rechtschreibung befolgt; er ist sich in diesem Punkte häufig ganz inkonsequent. So schreibt er nicht selten zu einer und derselben Zeit Nation und Nazion, social und Sozialismus, Kommüne und Communist, Gluth und Blut, Reiter und Reuter, sein und sehn, bei und bey zc. Es war schwer, hier eine Entscheidung zu treffen, welche nach keiner Seite hin Anstoß erregen würde. Da sich indess Heine's Orthographie offenbar niemals den Bestrebungen der sogenannten historischen Schule, sondern vorherrschend dem gewöhnlichen Schreibgebrauch angeschlossen hat, schien es mir am richtigsten, hier Daniel Sanders zu folgen, der in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache“ gleichfalls die allgemein übliche Schreibung als gültige Richtschnur nimmt, sich aber hiebei, wie in schwankenden Fällen, der möglichsten Folgerichtigkeit befließigt. Ich darf, wenn mir bei Revision der ersten zwei Bände hie und da kleine Verstöße gegen die von

Herrn Sanders befolgten orthographischen Regeln entgangen sind, wohl um so eher die Rücksicht des Lesers beanspruchen, da ich genöthigt war, dieselben in ziemlich mühsamer Art aus den bis jetzt erschienenen Lieferungen des erst zur Hälfte vollendeten Wörterbuchs zu abstrahieren. — Dafs ich mir grammatische Änderungen in dem Text der Heine'schen Werke niemals erlaubt habe, will ich hier ausdrücklich bemerken.

* * *

„Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten!“ lautete der Wahlspruch, mit welchem der zweiundzwanzigjährige Heine dem um vier Jahre älteren Immermann als Waffenbruder die Hand bot im Befreiungskriege der Menschheit. Der große Kampf dauert noch fort, aber das Grab hat sich über einem der ausgezeichnetsten Krieger geschlossen, und auch die Gegner werden dem Todten nicht die gerechte Bewunderung versagen. Es ist nicht unseres Amtes, ihn an dieser Stelle zu loben oder zu tadeln — mögen seine Werke für ihn reden, die hier zum ersten Mal als ein Ganzes seinem Volke geboten werden, und in denen er sich ein Denkmal gegründet, das den Kampf unserer Tage weit überdauern wird.

Adolf Strodtmann.

Vorwort des Herausgebers

zum ersten und zweiten Bande.

Die „Reisebilder“ erschienen ursprünglich in vier Bänden während der Jahre 1826—31. Der erste Band ward 1826, der zweite 1827, der dritte 1830, der vierte (zuerst unter dem Titel: „Nachträge zu den Reisebildern“) 1831 veröffentlicht.

Außer der „Harzreise“ enthielt der erste Band in erster Auflage noch den Lieder=Cyklus: „Die Heimkehr;“ ferner die im „Buch der Lieder“ zunächst folgenden fünf Gedichte: „Götterdämmerung,“ „Ratcliff,“ „Donna Clara,“ „Almansor“ und die „Wallfahrt nach Revlaar“ mit einer Notiz über den Stoff dieser Legende, sowie endlich die erste Abtheilung der „Nordsee.“ In den späteren Auflagen blieben die erwähnten fünf Gedichte fort, und es wurde dafür die (ursprünglich dem zweiten Band zugewiesene) zweite Abtheilung der „Nordsee“ hinübergenommen.

Der zweite Band enthielt in erster Auflage die zweite und dritte Abtheilung der „Nordsee,“ die „Ideen“ oder „Das Buch Le Grand“ und drei „Briefe aus Berlin.“ „Die zweite Abtheilung „Nordsee,“ die bei der ersten Auflage diesen Band eröffnete,“ schreibt Heine in dem Vorwort zur dritten Auflage (Paris den 20. Juni 1831), „habe ich bei der zweiten Auflage bereits dem ersten Bande einverleibt, ferner habe ich ein Duzend Blätter aus der dritten Abtheilung „Nordsee“ in dieser neuen Auflage unterdrückt, und endlich sind hier die „Briefe aus Berlin“ ganz ausgeschieden worden. Diese Ökonomie mag sich selber vertreten. Die Lücke, die dadurch in diesem Bande entstand, habe ich nicht mit einem Theile aus dem dritten Bande ergänzen wollen. Lekturer, der dritte Band der Reisebilder, hat nun einmal in seiner jetzigen Gestalt den Beifall meiner Freunde gewonnen, diese Gestalt scheint mir seine geistige Einheit zu bedingen, und ich möchte deshalb auch keine Zeile davon trennen, oder irgend sonst eine Veränderung, und sei sie noch so geringfügig, damit vornehmen. Die Lücke, die sich in diesem zweiten Bande bildete, suchte ich daher mit neuen Frühlingsliedern zu füllen.“

Der dritte Band umfasste in sämmtlichen Auflagen die „Reise von München nach Genua“ und

„Die Bäder von Lucca,“ — der vierte „die Stadt Lucca“ nebst „späterer Nachschrift,“ die „Englischen Fragmente“ und ein „Schlußwort.“ Aus dem Vorwort zum vierten Bande, das sich fast ausschließlich auf die „Englischen Fragmente“ bezieht und daher in vorliegender Gesamtausgabe den letzteren beigedruckt worden ist, mag hier folgender Satz seine Stelle finden: „Die Stadt Lucca,“ die sich unmittelbar den „Bädern von Lucca“ anschließt und auch gleichzeitig geschrieben worden, gebe ich hier keineswegs als ein Einzelbild, sondern als den Abschluß einer Lebensperiode, der zugleich mit dem Abschluß einer Weltperiode zusammentrifft.“

Außerdem enthielt die letzte Seite des ersten Bandes in erster Auflage die Berichtigung einiger Druckfehler mit der Bemerkung: „Die übrigen Verbesserungen sollen nachgeliefert werden im zweiten Theil der Reisebilder, welcher noch außerdem recht viel Hübsches enthalten wird, z. B. abgebrochene Erzählungen, halbe Ansichten der Hauptstädte Norddeutschlands, sogar Bemerkungen über polnische Wälder und deutsche Literatur u. s. w. — Saumseligen Freunden, die noch immer Manuscripte von mir zurückhalten und vielleicht von gedruckten Bitten stärker gerührt werden als von geschriebenen, wird recht liebevoll angedeutet, daß Briefe und Packete

mit der Aufschrift „An Heinrich Heine, Dr. jur., per Adresse der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg“ jederzeit richtig an mich befördert werden.“ — Am Schlusse der ersten Auflage des zweiten Bandes stand die Notiz: „Ein Schriftsteller ist oft übel daran; allerhöchstäußere Bedingnisse können verlangen, daß ein Buch, welches er in die Welt schicken will, über 20 Druckbogen enthalte, während er mit seinen guten „Ideen“ nur die Hälfte zu füllen vermag. Hannövrischer Adel und Briefe aus Berlin werden dann als Ballast mitgenommen. So kann es auch geschehen, daß im zweiten Theile der Reisebilder nicht Alles geliefert wird, was in der Schlußnote des ersten Theiles versprochen worden, z. B. die Druckfehler; und diese mögen erst im dritten Theile ihre Stelle finden. Freunde des Verfassers, die ihm Mittheilungen zu machen haben, werden auf jene Schlußnote noch ganz besonders hingewiesen.“

In vorliegender Gesamtausgabe sind die poetischen Intermezzos der Reisebilder, mit Ausnahme der in die „Harzreise“ eingeflochtenen Lieder, späteren Bänden an passender Stelle eingereiht und die „Englischen Fragmente“ mit der Abhandlung über „Shakspeare's Mädchen und Frauen“ zu einem besondern Bande vereint worden. Der dritten, in

ungebundener Redeform geschriebenen Abtheilung der „Nordsee“ habe ich, der französischen Ausgabe folgend, die Überschrift „Norderney“ gegeben. —

Die Fußreise durch den Harz machte Heine, wie aus einem Briefe an Immermann vom 24. Februar 1825 hervorgeht, im Herbst 1824. — Sein zweimaliger Aufenthalt auf Norderney fällt in den Sommer 1826; er kehrte von dort, wie er am 14. Oktober desselben Jahres seinem ebengenannten Freunde berichtet, gegen Ende Septembers nach Lüneburg in das elterliche Haus zurück. — Die bekannte Vorkritik über Walter Scott's Geschichte Napoleon's wurde zuerst im „Mitternachtsblatte“ vom 16. März 1827 abgedruckt, und ging von dort in die „Allgemeinen politischen Annalen“ (24. Band, S. 1 ff.) über. Die Anmerkung Heine's über diese Stelle auf S. 174 habe ich der französischen Ausgabe entnommen. — Die Xenien hatte Immermann zufolge einer besonderen Aufforderung Heine's*) ein-

*) „Wollen Sie Etwas in den zweiten Band meiner Reisebilder hineingeben, so steht Ihnen darin der beste Platz offen, und ich berechne Ihnen 2 Louisd'or Honorar, die mir Campe für den Druckbogen giebt. Es wäre gar hübsch. Die Reisebilder sind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum Alles vorbringe, was ich will.“ Aus dem Briefe Heine's an Immermann vom 14. Oktober 1826.

geschickt. — Der zweite Band der Reisebilder ward (vermuthlich wegen der Bemerkungen über den hannövrishen Adel) bald nach Erscheinen verboten. — Die Reise nach Italien trat Heine im Juli 1828 von München aus an. Sein Bruder Maximilian begleitete ihn bis Tyrol. Über Innsbruck, Brixen, Trient und Ala ging der Dichter zuerst nach Verona, und setzte zu Anfang des Augustmonats über Brescia, Mailand, Marengo und Monza seine Reise nach Genua und von da nach den Bädern von Lucca fort. Der Tod seines Vaters Samuel Heine rief ihn plötzlich nach Deutschland zurück. — Auf die literarische Fehde mit dem Grafen August v. Platen lassen die Briefe Heine's an Zimmermann interessante Streiflichter fallen; ich verweise daher vorläufig auf das baldige Erscheinen dieser werthvollen Korrespondenz.

Der Vollständigkeit wegen bemerke ich, daß zwei in der ersten Auflage enthaltene Stellen später von Heine verändert worden sind. Die eine derselben findet sich in der „Harzreise“, Seite 84, Zeile 8—13, und lautet in der ursprünglichen Fassung: „Die Mutter berichtigte diese falsche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reisebriefen, und das Gespräch kam auf Goethe's Werke. Keiner meiner ästhetischen Kollegen würde sich hier die

Gelegenheit rauben lassen, über letztere ein lang und breites Gespräch einzuflechten. Aber ich schreibe nicht gern, was unwahr ist, und wir haben wirklich nicht lange über Goethe gesprochen, indem ich aus Furcht, daß ich mich, wie ein deutscher Literatus, am Lieblingsthema festschwätzen möchte, das Gespräch auf andre Gegenstände leitete, und so kamen wir auf römische Vasen, Angorafazeln, Lord Byron, Makaroni, türkische Shawls u. s. w. — Die ältere Dame lispelte sehr hübsch einige Sonnenuntergangsstellen aus Byron's Gedichten.“ — Die ursprüngliche Fassung der zweiten Stelle („Norderney“, S. 168, Z. 6—12) war: „Ein solcher Geist ist es, worauf folgende Worte von Kant hinzuweisen scheinen: „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besonderen geht, Das ist von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbei ist gar nicht nöthig zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur daß wir, in der Dagegenhaltung unsers diskursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen

Widerspruch enthalte.“ — In den späteren Bänden dieser Gesamtausgabe sind ähnliche Varianten, zu bequemerem Überblick, stets an der betreffenden Stelle unter dem Text aufgeführt.

Aus der ersten Auflage habe ich ergänzt

In der „Harzreise:“

Band I, S. 18 Es liegen noch — S. 20
Streckt uns Alle in den Sand.

S. 28 vielleicht gar — Breisüppchen zurecht-
matscht.

S. 42 die kunsterrfahrene Frau — S. 43
bespötteln konnte.

S. 48 In diesen philosophischen — S. 49
der Mensch es nicht aushalten.

S. 50 und Gott weiß — zu verschlingen drohte.

S. 80 Die Dame war noch — S. 81 sind
sitzen geblieben.

S. 82 Beide waren entzückt — für ein armer
Patron!

S. 88 In der „Macht der Verhältnisse“ —
„jeder Zoll ein Lump!“

S. 103 Eine Karolina schreibt — S. 104
naß geworden.

In „Korderney:“

Band I, S. 134 Auch hat man — ist vor
der Hand geschützt, und

S. 136 Ersterer ist — logiert hat.

S. 159 Was aber ein brittischer Freiheitston
ist — Britons never shall be slaves!

S. 162 wie mein Unglaubensgenosse Spinoza,

S. 179 Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle
lese — S. 184 große Alexandersprünge versucht.

S. 184, Z. 16 reichlicher

S. 184 und die mir Derselbe jüngsthin ge-
schenkt hat.

In den „Ideen:“

Band I, S. 271 Apropos, Madame, die drei-
procentigen Böckhs sind flau, die fünfprocentigen
Hegels sind gestiegen —

S. 293 an dessen Bildung kein Aristoteles
Anthheil hatte, Dieser (Die Stelle bezieht sich auf
das verschollene Uechtriz'sche Drama „Alexander
und Darius“, über welches Heine um dieselbe Zeit
im „Hamb. unpart. Correspondenten“ eine beißende
Kritik abdrucken ließ.)

Aus der französischen Ausgabe ergänzte ich

In der „Reise von München nach Genua:“

Band II, S. 129 heiße dieser Mann nun
Alexander, Cäsar oder Napoleon.

In der „Stadt Lucca:“

Band II, S. 357 Der heilige Joseph — so tief ergriffen gefühlt.

Endlich habe ich noch eine möglichst wortgetreue Übersetzung der Vorrede Heine's zur französischen Ausgabe beigefügt.

Letztere — die französische Ausgabe der Reisebilder — erschien zuerst 1834, nachdem Bruchstücke daraus *) bereits zwei Jahre vorher in der Revue des deux mondes abgedruckt worden. In den Oeuvres complètes de Henri Heine füllen die Reisebilder zwei Bände. Der erste enthält, außer einer Studie von Théophile Gautier über den Dichter, die erwähnte Vorrede Heine's, les montagnes du Hartz, l'île de Norderney, le tambour Legrand, Angleterre (einen Auszug der „Englischen Fragmente“), Schnabelewopski und die, Explication betitelte Vorrede zum ersten Theile des „Salon;“ — der zweite Voyage de Munich à Gênes, les bains de Lucques, la ville de

*) Übersetzt von Voëbe-Beimars. Die französischen Titel dieser, in der Revue des deux mondes vom 15. Juni, 1. September und 15. December 1832 enthaltenen Auszüge lauteten: Excursion au Blocksberg et dans les montagnes du Hartz, Histoire du tambour Legrand und Les bains de Lucques.

Lucques und les nuits florentines, unter dem Gesammttitel „Italie.“ Ich habe die beiden Novellenfragmente mit dem „Rabbi von Bacharach“ zu einem besonderen Bande vereint.

Meinem Versprechen gemäß gebe ich nachfolgend ein Verzeichnis der Stellen, welche in der französischen Ausgabe gestrichen oder verändert sind. Es fehlen dort, außer den angeführten, von mir ergänzten Passagen und sämtlichen Mottos,

In der „Harzreise:“

Band I, S. 32 Innig rührt es mich —
S. 33 nach euren geheiligten Waden.

S. 42 Indessen noch unerfreulicher — als in
ein Gotteshaus.

S. 74 Ja, ein junger Dichter — S. 75 und
jagte vorüber.

S. 99 Er war ein Frankfurt-am-Mainer
— unter dem Fabrikpreise verkaufen.

S. 100 Ein Klavierauszug aus Dante's
„Hölle“ — cum omni causa.

S. 115 Dafs ich, in so misslicher Stellung,
dieses Letztere gethan habe, wird mir gewifs Niemand
verdenken. (Statt mit diesem Satze, schließt die
Übersetzung der „Harzreise“ in der Revue des
deux mondes mit den Worten: Es ist weder

für ihn selbst, noch für seinen Leser immer gut,
wenn der Reisende ein Poet ist.)

§. 116 Dieses würde vielleicht schon — §. 117
und ihrer Götter.

In „Norderney:“

Band I, §. 138 und diese Menschen haben
einen Tugendpöbel — §. 143 nach Belieben
stimmt.

§. 152 Mag es immerhin lächerlich klingen
— §. 153 von oben herabsehen könnte!

§. 154 Und wer ist der schleichende Dr. L.?
— §. 155 wo ich jetzt wandle?

§. 155 Im Jahre 1819 — §. 156 dadurch
Hörner erworben.

§. 157 und überall zeigt sich die Vorliebe
— §. 159 Britons never shall be slaves!

§. 160 — ja, können sie auch nachweisen —
§. 161 eines honetten Mannes gefessen.

§. 161 Mein Tadel, wie gesagt — §. 162
und sie haben alle gut gespielt.

§. 172 Von dieser letzteren Seite — §. 173
vor die Seele zu führen.

§. 178 und weil sein Drestes noch lebt.

§. 179 Ein Gothaer, höre ich — §. 192
mit euren Rappen.

In den „Ideen:“

Band I, S. 199 — sie würden auch sonst nicht so viele schlechte Stücke aufführen lassen —

S. 210 Ja, als der Major Duvent — um Dieses sagen zu dürfen —

S. 263 Die erste Strophe des Liedes.

S. 276 Apropos, bei Erwähnung — auf dem schwarzen Brette verzeichnet sind.

S. 291 Kann man aber die Leute nicht hängen — S. 302 zum Riesen mit Siebenmeilenstiefeln.

S. 303 ohne zu bedenken — den Gesellschafter.

In der „Reise von München nach Genua:“

Band II, S. 9 Ich aber nahm das neue Athen — S. 14 des großen Meisters.

S. 20 ein übelriechendes Lächeln — begeistern konnte.

S. 34 Es giebt einen Adler — S. 39 Ludwig von Baiern.

S. 46 Er ist für Tyrol — was ihm lieb war.

S. 116 Nächst Goethe's italiänischer Reise —

S 117 aus jeder Zeile hervorblickt.

S. 120 Da hörte ich Nichts — Der Dritte im Bunde war ein Mister Liver (Der letzte Satz beginnt in der französischen Ausgabe: „Ich fand in

diesem Hotel Reichmann eine englische Bekanntschaft wieder, einen Mister River“)

S. 124 Vielleicht gewährt — furore.

S. 129 Unbedingt liebe ich — S. 130 ein für allemal verständigen.

S. 131 Es will uns da manchmal bedünken — eine Geistergeschichte sein solle.

S. 131 Wie es eine materielle — S. 132 eher vermehrt als vermindert; doch

S. 137 Wer denkt jetzt noch an Marengo! — S. 143 Ich bin gut russisch, sagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und stieg („Auf dem Schlachtfelde von Marengo stieg ich“)

In den „Bädern von Lucca:“

S. 163 Die Widmung an Zimmermann.

S. 256 oder gar noch bedenklichere Dinge — auf der Tapete sehen wirst.

S. 259 Verstehst dich: an den Mann — bemerkte meine Wenigkeit.

S. 260 Statt „Gedichte von August Grafen von Platen 2c.“ steht in der französischen Ausgabe: „Gedichte von Graf Ramler dem Jüngeren. Stuttgart, 1828, bei Cotta.“ — Es fehlen gleichfalls die beiden folgenden Sätze: Auf dem Hinterblatte — darin gelesen hatte.

S. 261. Statt des Sages: „Das ist eben das Schöne — sollten wir ihm dankbar sein.“ steht in der französischen Ausgabe: Das ist eben das Schöne an diesem Dichter, daß er vor Allem die Freundschaft versteht.

S. 262 Es ist ewig Schade — S. 265 o mein süßes Leben!“

S. 265. Statt „ächzte — kokettierte.“ steht: et fit les mines langoureuses et les coquetteries voulues.

S. 273 Was ist denn der Graf Platen —
S. 311 Geschrieben im Spätherbst des Jahres 1829.

In der „Stadt Lucca:“

S. 346. Statt „Bulgata.“ steht „Iliade.“

S. 352. Der Schluß des Kapitels lautet in der französischen Ausgabe, wie folgt:

Franceska! rief ich, Stern meiner Gedanken, Gedanke meiner Seele, meine vielgeliebte, schön tanzende, allergläubigste Franceska! öffne mir deine Thür! Das wird für mich auch die Pforte des Himmels, deines schönen katholischen Himmels sein. Ich verspreche dir, dem protestantischen Glauben zu entsagen, dieser häßlichen und kalten Religion, welche ich bekannt habe, ohne sie jemals zu lieben... Zu

deinen weißen, anbetungswürdigen Füßen will ich die Irrthümer Luther's abschwören, denen ich nur aus weltlichem Zwange und durch die preussischen Kniffe Satan's zugethan war . . . Öffne mir deine Pforte, und ich will eintreten in den Schoß der katholischen, apostolischen und römischen Kirche! In deinen strenggläubigen Armen will ich kosten die Wonne der Seligen! auf deinen Lippen, in deinen Küssen wird sich mir das holde Symbol enthüllen, das Wunder des heiligen Mysteriums vollzieht sich dann . . . das Wort wird Fleisch . . . Gott ist die Liebe . . . Um der Liebe Gottes willen, öffne mir doch!

Ach, die Pforte des Heils öffnete sich mir nicht in dieser Nacht, und ich kehrte nach Hause zurück, abgeblizt, verdrossen, murrend und protestantisch nach wie vor.

S. 395 fehlen die Worte: und dessen Charakter — das Interesse an Fürstenlaster!"

S. 402—416 fehlen hier ganz. (S. 406 bis 409 finden sich indess in der französischen Ausgabe der „Romantischen Schule,“ bei Gelegenheit der Besprechung Ludwig Tieck's, mit dem Schlusssatze: „Ich glaubte, daß ich mich nie darüber trösten würde; aber die Zeit tröstet uns über Alles.“)

In der „späteren Nachschrift:“

§. 420 und 421 fehlen die Worte: Aux
armes, citoyens!

In dem „Schlußwort:

§. 422 Es war eine niedergedrückte, arretierte
Zeit — §. 425 Das ist dein größter Mann!

Reisebilder.

Vorrede
zur französischen Ausgabe
der Reisebilder.

Es wird immer eine schwer zu entscheidende Frage sein, wie ein deutscher Schriftsteller ins Französische zu übersetzen ist. Soll man hie und da Gedanken und Bilder ausmerzen, wenn sie dem civilisierten Geschmack der Franzosen nicht entsprechen und ihnen als eine störende, vielleicht gar lächerliche Übertreibung erscheinen könnten? Oder soll man den ungeleckten Deutschen bei der Pariser schönen Welt einführen mit all seiner überrheinischen Originalität, phantastisch mit Germanismen aufgeputzt und überladen mit hyperromantischem Zierat? Ich für mein Theil denke nicht, daß der ungeleckte

Deutsche in gelecktes Französisch übersezt werden muß, und so stelle ich mich hier selbst in meinem ursprünglichen Barbarenzustande vor, wie die Charuas-Indianer, denen ihr vorigen Sommer eine so wohlwollende Aufnahme bereitet habt. Und auch ich bin ein Krieger, wie der große Takuabeh es gewesen. Er ist jetzt todt, und seine sterbliche Hülle ruht, sorgfältigst aufbewahrt, im zoologischen Museum des Sardin des Plantes, diesem Pantheon des Thierreichs.

Mein Buch ist ein Ausstellungstheater. Tretet ein ohne Furcht! Ich bin nicht so böseartig wie ich aussehe. Ich habe mein Gesicht nur mit so wilden Farben bemalt, um meine Feinde in der Schlacht desto wirksamer zu erschrecken. Im Grunde bin ich sanft wie ein Lamm. Beruhigt euch also, und reicht mir die Hand! Auch meine Waffen dürft ihr berühren, selbst den Köcher und die Pfeile, denn ich habe ihre Spitzen abgestumpft, wie wir Barbaren zu thun pflegen, wenn wir uns einem geweihten Orte nähern. Unter uns gesagt, diese Pfeile waren nicht bloß scharf, sondern auch wohlvergiftet. Heut zu Tage sind sie ganz unschädlich und harmlos, und ihr könnt euch zum Spaß die bunten Federn

daran betrachten; eure Kinder dürften sie selbst als Spielzeug benutzen.

Ich will die tätowierte Sprache verlassen und mich französisch ausdrücken.

Der Stil, die Gedankenverfettung, die Übergänge, die grotesken Einfälle, die Seltsamkeiten des Ausdrucks, kurz der ganze Charakter des deutschen Originals ist, soweit möglich, Wort für Wort in dieser französischen Uebersetzung der Reisebilder wiedergegeben. Geschmack, Eleganz, Anmuth und Zierlichkeit sind überall schonungslos der buchstäblichen Treue geopfert worden. Es ist jetzt ein deutsches Buch in französischer Sprache, ein Buch, das nicht den Anspruch macht, dem französischen Publikum zu gefallen, sondern vielmehr dies Publikum eine fremde Originalität kennen zu lehren. Ich will unterrichten, nicht bloß unterhalten. Solcherweise haben wir Deutsche die ausländischen Schriftsteller übersetzt, und nicht ohne Vortheil — wir haben dabei neue Gesichtspunkte, neue Wortformen und Sprachwendungen gewonnen. Eine ähnliche Acquisition könnte euch nicht schaden.

Nachdem ich mir vorgenommen, euch vor Allem mit dem Charakter dieses fremdartigen Buches

bekannt zu machen, schien es mir von minderm Belang, auch dasselbe völlig unverfürzt darzubieten; einmal weil mehrere Stellen, die nur auf Lokal- und Zeit-Anspielungen, auf Wortwitzen und sonstigen Specialitäten der Art beruhen, sich nicht im Französischen nachahmen ließen; sodann weil mehrere Parteen, die in feindseligster Weise gegen hier zu Land unbekannte Persönlichkeiten und Zustände gerichtet waren, auf Französisch wiederholt, zu den unangenehmsten Mißverständnissen Anlaß geben könnten. So habe ich eine Hauptstelle unterdrückt, welche eine Schilderung der Insel Northerney und des deutschen Adels enthielt. Die „Englischen Fragmente“ sind um mehr als die Hälfte verfürzt worden — das Gestrichene bezog sich ausschließlich auf die damalige Politik. In der Abtheilung „Italien“, die im Jahre 1828 geschrieben ward, haben dieselben Gründe mich zur Weglassung mehrerer Kapitel bestimmt. Indess, die Wahrheit zu sagen, ich hätte diese ganze Abtheilung opfern müssen, wenn ich mich bei Dem, was die katholische Kirche betrifft, von ähnlichen Erwägungen hätte beherrschen lassen. Ich hielt mich nur für verpflichtet, hier eine sehr herbe Stelle zu tilgen, worin sich jener protestantische Eifer allzu breit

machte, dessen Grämlichkeit im lustigen Frankreich wider den guten Geschmack verstößt. In Deutschland war ein solcher Eifer keineswegs am unrechten Orte; denn in meiner Eigenschaft als Protestant konnte ich den Obskuranten und scheinheiligen Heuchlern, den deutschen Pharisäern wie Saducäern, viel wirksamere Streiche versetzen, als wenn ich als Philosoph geredet hätte. Damit es jedoch den Lesern, welche das Original und die Übersetzung vergleichen möchten, nicht möglich sei, mich wegen solcher Auslassungen etwa unangemessener Concessionen zu beschuldigen, will ich mich offen über diesen Punkt aussprechen.

Dies Buch ist, mit Ausnahme weniger Blätter, vor der Julirevolution verfasst worden. Zu jener Zeit hatte in Deutschland der politische Druck eine allgemeine Stummheit zu Wege gebracht; die Gemüther waren in eine Lethargie der Verzweiflung versunken, und wer damals noch zu reden wagte, musste sich mit um so größerer Leidenschaft aussprechen, je mehr er am Siege der Freiheit verzweifelte, und je erbitterter die Partei des Pfaffenthums und der Aristokratie gegen ihn loszog. Ich gebrauche die Ausdrücke „Pfaffenthum“ und

„Aristokratie“ nur aus Gewohnheit, denn ich habe mich immer zu jener Zeit dieser Worte bedient, als ich allein die Polemik gegen die Champions der Vergangenheit unterhielt. Diese Worte waren verständlich für Jedermann, und ich hielt mich, wie ich einräumen muß, damals noch an die Terminologie von 1789 und verschwendete einen großen Aufwand von Worten wider die Geistlichkeit und den Adel oder, wie ich sie nannte, wider das Pfaffenthum und die Aristokratie. Aber ich bin seitdem auf der Bahn des Fortschritts weiter gewandert, und meine lieben Deutschen, welche, durch die Juli-Revolution aus dem Schlafe geweckt, meinen Spuren gefolgt sind und jetzt die Sprache von 1789 oder gar von 1793 reden, sind noch so weit von mir entfernt, daß sie mich aus dem Gesichte verloren haben und sich einbilden, daß ich hinter ihnen zurückgeblieben sei. Ich werde der allzu großen Mäßigung, der Verständigung mit den Aristokraten bezichtigt, und ich sehe den Tag schon kommen, wo man mir auch eine Hinneigung zum Pfaffenthume vorrücken wird. Die Wahrheit ist, daß ich heut zu Tage unter dem Wort Aristokratie nicht bloß den Geburtsadel verstehe, sondern alle Diejenigen — heißen sie, wie sie wollen, — welche auf Kosten des Volkes leben.

Die schöne Formel: „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen,“ die wir, wie so vieles Treffliche, den Saint-Simonisten verdanken, überhebt uns aller Deklamationen Betreffs der Geburtsprivilegien. Unser altes Feldgeschrei gegen den Priesterstand ist gleichfalls durch eine bessere Parole ersetzt worden. Es handelt sich nicht mehr darum, gewaltsam die alte Kirche zu zertrümmern, sondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Priestertum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage selbst danach, Priester zu sein.

Für Deutschland ist ohne Zweifel die Zeit der Negationen noch nicht vorüber; sie hat erst eben begonnen. In Frankreich scheint sie im Gegentheil zu Ende zu gehn; wenigstens dünkt es mir, als müßte man sich hier vielmehr positiven Bestrebungen widmen und Alles wieder aufbauen, was uns die Vergangenheit Gutes und Schönes als Erbtheil hinterlassen hat.

Aus einer Art schriftstellerischem Aberglauben habe ich meinem Buche seinen deutschen Titel gelassen. Unter dem Namen „Reisebilder“ hat es (mit besserem Erfolg als der Verfasser) seinen Weg

in der Welt gemacht, und ich habe gewünscht, daß es diesen glücklichen Namen in der französischen Ausgabe behalte.

Paris, den 20. Mai 1834.

Heinrich Heine.

Die Harzreise.

(1824.)

Nichts ist dauernd, als der Wechsel; Nichts beständig,
als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine
Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn
nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die
Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Früh-
ling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend.

Hörne.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Gesänge
Von erlognen Liebeschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Carcer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier sehr gut ist. Der vorbeisfließende Bach heißt „die Leine,“ und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist sehr kalt und an einigen Orten so breit, daß Küder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber sprang. Die Stadt selbst ist schön, und gefällt Einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikuliert und bald

darauf konfiliert wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altkluge Ansehen, und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thédansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofrätthen, Justizrätthen, Relegationsrätthen, Profaxen und anderen Faxen. Einige behaupten sogar, die Stadt sei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder darin zurückgelassen, und davon stammten alle die Vandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer u. s. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, hordenweis und geschieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäste, über die Weenderstraße einherziehen, auf den blutigen Wahlstätten der Rasenmühle, des Ritschenkruges und Bodden's sich ewig unter einander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Hauptähne heißen, theils durch ihr uraltes Gesetzbuch, welches Komment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.

Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingen's eingetheilt in Studenten, Professoren, Phi-

lister und Vieh, welche vier Stände doch Nichts weniger als streng geschieden sind. Der Viehstand ist der bedeutendste. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Professoren hier herzuzählen, wäre zu weitläufig; auch sind mir in diesem Augenblicke nicht alle Studentennamen im Gedächtnisse, und unter den Professoren sind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philister muß sehr groß sein, wie Sand oder, besser gesagt, wie Koth am Meer; wahrlich, wenn ich sie des Morgens mit ihren schmutzigen Gesichtern und weißen Rechnungen vor den Pforten des akademischen Gerichtes aufgezogen sah, so mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur so viel Lumpenpack erschaffen konnte.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läßt sich sehr bequem nachlesen in der Topographie derselben von R. F. H. Marx. Obzwar ich gegen den Verfasser, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeugte, die heiligsten Verpflichtungen hege, so kann ich doch sein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muß tadeln, daß er jener falschen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht streng genug widerspricht. Ja, ich habe mich sogar seit Jahr und Tag mit einer ernstlichen Widerlegung dieser Meinung beschäftigt, ich habe deshalb

vergleichende Anatomie gehört, die seltensten Werke auf der Bibliothek excerpirt, auf der Weenderstraße stundenlang die Füße der vorübergehenden Damen studirt, und in der grundgelehrten Abhandlung, so die Resultate dieser Studien enthalten wird, spreche ich 1) von den Füßen überhaupt, 2) von den Füßen bei den Alten, 3) von den Füßen der Elephanten, 4) von den Füßen der Göttingerinnen, 5) stelle ich Alles zusammen, was über diese Füße auf Ulrich's Garten schon gesagt worden, 6) betrachte ich diese Füße in ihrem Zusammenhang, und verbreite mich bei dieser Gelegenheit auch über Waden, Knie u. s. w., und endlich 7), wenn ich nur so großes Papier aufreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Faksimile göttingischer Damenfüße. —

Es war noch sehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte ** lag gewiß noch im Bette und träumte wie gewöhnlich, er wandle in einem schönen Garten, auf dessen Beeten lauter weiße mit Citaten beschriebene Papierchen wachsen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hie und da mehrere pflückt, und mühsam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren süßesten Tönen sein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwei eingeborne kleine Schulknaben, wovon der eine zum

andern sagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er ist ein Lumpenkerl, denn gestern wußte er nicht mal, wie der Genitiv von mensa heißt.“ So unbedeutend diese Worte klingen, so muß ich sie doch wieder erzählen, ja, ich möchte sie als Stadt=Motto gleich auf das Thor schreiben lassen; denn die Zungen piepsen, wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta.

Auf der Chauffée wehte frische Morgenluft, und die Vögel sangen gar freudig, und auch mir wurde allmählich wieder frisch und freudig zu Muth. Eine solche Erquickung that noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenstall herausgekommen, römische Kasuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme, beständig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn,“ und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume saß, hielt ich gar für eine Korpusjuris=Ausgabe mit verschlungenen Händen. Auf der Landstraße fing es schon an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eseltreiber mit ihren grauen

Böglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieses ist nicht das idyllische Paar, wovon Gessner singt, sondern es sind wohlbestallte Universitätspedelle, die wachsam aufpassen müssen, daß sich keine Studenten in Borden duellieren, und daß keine neuen Ideen, die noch immer einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müssen, von einem spekulierenden Privatdocenten eingeschmuggelt werden. Schäfer grüßte mich sehr kollegialisch; denn er ist ebenfalls Schriftsteller, und hat meiner in seinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citiert hat und, wenn er mich nicht zu Hause fand, immer so gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür zu schreiben. Dann und wann rollte auch ein Einspänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit oder auch für immer wegreisten. In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Abgehn, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, Das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Aegyptens — nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen ist.

Aus den Myrtenläuben bei Kauschenwasser sah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landstraße das Geleit, klätschelte mit geübter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reiter ihr hinten auf die breite Spontaneität einige Galanterien mit der Peitsche überlangte, und schob sich alsdann gen Boden. Die Jünglinge aber jagten nach Nörten, und johlten gar geistreich, und fangen gar lieblich das Rossini'sche Lied: „Trink Bier, liebe, liebe Lise!“ Diese Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger selbst verlor ich bald völlig aus dem Gesichte, sientemal sie ihre Pferde, die im Grunde einen deutsch langsamen Charakter zu haben schienen, gar entsetzlich anspornten und vorwärtspeitschten. Nirgends wird die Pferdeschinderei stärker getrieben als in Göttingen, und oft, wenn ich sah, wie solch eine schweißtriefende, lahme Kracke für das bischen Lebensfutter von unsern Kauschenwasserrittern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen mußte, so dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiß haben deine Voreltern im Paradiese verbotenen Hafer gefressen!“

Im Wirthshause zu Nörten traf ich die bei-

den Jünglinge wieder. Der Eine verzehrte einen Heringsalat, und der Andere unterhielt sich mit der gelbledernen Magd, Fusia Kanina, auch Trittvogel genannt. Er sagte ihr einige Anständigkeiten, und am Ende wurden sie hand-gemein. Um meinen Nenzen zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hosen, die in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig sind, wieder heraus und schenkte sie dem kleinen Kellner, den man Kolibri nennt. Die Busse-
nia, die alte Wirthin, brachte mir unterdessen ein Butterbrot, und beklagte sich, daß ich sie jetzt so selten besuche, denn sie liebt mich sehr.

Hinter Mörten stand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, daß alle unreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirthshaussonne in Nordheim ist auch nicht zu verachten; ich lehrte hier ein, und fand das Mittagessen schon fertig. Alle Gerichte waren schmackhaft zubereitet, und wollten mir besser behagen, als die abgeschmackten akademischen Gerichte, die salzlosen, ledernen Stockfische mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgesetzt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beschwichtigt hatte, bemerkte ich in derselben Wirthsstube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff

waren abzureisen. Dieser Herr war ganz grün gekleidet, trug sogar eine grüne Brille, die auf seine rothe Kupfernase einen Schein wie Grünspan warf, und sah aus, wie der König Nebukadnezar in seinen spätern Jahren ausgesehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes Nichts als Salat aß. Der Grüne wünschte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem ersten besten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläufige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Gesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aussahen, ein langfleischig herabhängendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichtes zu sein schien, und ein hochaufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonierten Krägen, wie mit Thürmchen und Bastionen, umbaut war und einer Festung gleich, die gewiß eben so wenig wie jene andern Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildete ganz den Gegensatz der eben beschriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten Röhren, so stammte diese

von den mageren. Das Gesicht nur ein Mund zwischen zwei Ohren, die Brust trostlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit, ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logierten. Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenster hinaus. Der Sonnenwirth lächelte gar schlau und mochte wohl wissen, daß der Karcer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es schon gebirgig, und hier und da treten schöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meistens Krämer, die nach der Braunschweiger Messe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, fast häuserhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältnis auf dem Rücken trug. Darin saßen allerlei eingefangene Singvögel, die beständig piepsten und zwitscherten, während ihre Trägerinnen lustig dahinhüpften und schwatzten. Mir kam es gar närrisch vor, wie so ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Osterode. Es fehlte mir der Appetit zum Essen, und ich legte mich gleich zu Bette. Ich war müde

wie ein Hund und schlief wie ein Gott. Im Traume kam ich wieder nach Göttingen zurück, und zwar nach der dortigen Bibliothek. Ich stand in einer Ecke des juristischen Saals, durchstöberte alte Dissertationen, vertiefte mich im Lesen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß es Nacht war, und herabhängende Krystall-Leuchter den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke schlug eben Zwölf, die Saalthüre öffnete sich langsam, und herein trat eine stolze, gigantische Frau, ehrfurchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und Anhängern der juristischen Fakultät. Das Riesenweib, obgleich schon bejahrt, trug dennoch im Antlitz die Züge einer strengen Schönheit, jeder ihrer Blicke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige Themis, Schwert und Wage hielt sie nachlässig zusammen in der einen Hand, in der andern hielt sie eine Pergamentrolle, zwei junge Doctores juris trugen die Schleppe ihres grau verblichenen Gewandes, an ihrer rechten Seite sprang windig hin und her der dünne Hofrath Rustikus, der Yfurg Hannovers, und deklamirte aus seinem neuen Gesekzentwurf; an ihrer linken Seite humpelte gar galant und wohlge-launt ihr Cavaliere servente, der geheime Justizrath Cajacius, und riß beständig juristische Witz,

und lachte selbst darüber so herzlich, daß sogar die ernsteste Göttin sich mehrmals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der großen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich flüsterte: „Kleiner, loser Schalk, der die Bäume von oben herab beschneidet!“ Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher und hatte Etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Systemchen oder Hypotheschen oder ähnliches Mißgebürtchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthür traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die sich als die andern großen Männer des illustren Ordens kund gaben, meistens eckige, lauernde Gesellen, die mit breiter Selbstzufriedenheit gleich darauf los definierten und distinguierten und über jedes Titelchen eines Bandekentitels disputierten. Und immer kamen noch neue Gestalten herein, alte Rechtsgelehrte in verschollenen Trachten, mit weißen Allongeperücken und längst vergessenen Gesichtern, und sehr erstaunt, daß man sie, die Hochberühmten des verflossenen Jahrhunderts, nicht sonderlich regardierte; und diese stimmten nun ein, auf ihre Weise, in das allgemeine Schwätzen und Schrilla und Schreien, das wie Meeresbrandung immer verwirrter und lauter die hohe Göttin umrauschte, bis Diese die Geduld verlor, und

in einem Tone des entsetzlichsten Riesenschmerzes plötzlich aufschrie: „Schweigt! Schweigt! ich höre die Stimme des theuren Prometheus, die höhrende Kraft und die stumme Gewalt schmieden den Schuldlosen an den Marterfelsen, und all euer Geschwätz und Gezänke kann nicht seine Wunden fühlen und seine Fesseln zerbrechen!“ So rief die Göttin, und Thränenbäche stürzten aus ihren Augen, die ganze Versammlung heulte wie von Todesangst ergriffen, die Decke des Saales frachte, die Bücher taumelten herab von ihren Brettern, vergebens trat der alte Münchhausen aus seinem Rahmen hervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und kreischte immer wilder, — und fort aus diesem drängenden Tollhauslärm rettete ich mich in den historischen Saal, nach jener Gnadenstelle, wo die heiligen Bilder des belvederischen Apoll's und der mediceischen Venus nebeneinander stehen, und ich stürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüste Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Lieblichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechische Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmlischen Segen, goß seine süßesten Ohrflänge Phöbus Apollo.

Erwachend hörte ich noch immer ein freund-

liches Klingen. Die Herden zogen auf die Weide, und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne schien durch das Fenster und beleuchtete die Schildereien an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreiungskriege, worauf treu dargestellt stand, wie wir alle Helden waren, dann auch Hinrichtungs=Scenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine, und ähnliche Kopfabschneidereien, die man gar nicht ansehen kann, ohne Gott zu danken, daß man ruhig im Bette liegt und guten Kaffee trinkt und den Kopf noch so recht komfortabel auf den Schultern sitzen hat.

Nachdem ich Kaffee getrunken, mich angezogen, die Inschriften auf den Fensterscheiben gelesen, und Alles im Wirthshause berichtigt hatte, verließ ich Osterode.

Diese Stadt hat so und so viel Häuser, verschiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottschalk's „Taschenbuch für Harzreisende“ genauer nachzulesen ist. Ehe ich die Landstraße einschlug, bestieg ich die Trümmer der uralten Osteroder Burg. Sie bestehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmauerigen, wie von Krebschäden angefressenen Thurms. Der Weg nach

Klausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der ersten Höhen schaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Osterode mit seinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervorguckt wie eine Moosrose. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickt man hier die imponierende Rückseite.

Es liegen noch viele andre Burgruinen in dieser Gegend. Der Hardenberg bei Nörten ist die schönste. Wenn man auch, wie es sich gebührt, das Herz auf der linken Seite hat, auf der liberalen, so kann man sich doch nicht aller elegischen Gefühle erwehren beim Anblick der Felsenester jener privilegierten Raubvögel, die auf ihre schwächliche Nachbrut bloß den starken Appetit vererbten. Und so ging es auch mir diesen Morgen. Mein Gemüth war, je mehr ich mich von Göttingen entfernte, allmählich aufgethaut, wieder wie sonst wurde mir romantisch zu Sinn, und wandernd dichtete ich folgendes Lied:

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzensthor!
Niederwonne, Wehmuthsthränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich schweifen,
Wo die muntre Quelle springt,
Wo die stolzen Hirsche wandeln,
Wo die liebe Drossel singt.

Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöhn,
Wo die grauen Schlossruinen
In dem Morgenlichte stehn.

Dorten setz' ich still mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geschlechter
Und versunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der stolze Mann,
Der die Besten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Epheu rankt an dem Balkone,
Wo die schöne Dame stand,
Die den stolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin,
Hat besiegt des Todes Hand —
Jener dürre Senfeneritter
Streckt uns Alle in den Sand.

Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zusammen mit einem reisenden Handwerksburschen, der von Braunschweig kam und mir als ein dortiges Gerücht erzählte, der junge Herzog sei auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Lösegeld freikommen. Die große Reise des Herzogs mag diese Sage veranlasst haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der sich so lieblich ausspricht in seinem „Herzog Ernst.“ Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergesell, ein niedlicher, kleiner junger Mensch, so dünn, daß die Sterne durchschimmern konnten, wie durch Ossian's Nebelgeister, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Mischung von Laune und Wehmuth. Dieses äußerte sich besonders in der drollig rührenden Weise, womit er das wunderbare Volkslied sang: „Ein Käfer auf dem Zaune saß, summ, summ!“ Das ist schön bei uns Deutschen: Keiner ist so verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn ver-

steht. Nur ein Deutscher kann jenes Lied nachempfinden, und sich dabei todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goethe'sche Wort ins Leben des Volkes gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenosse trillerte ebenfalls zuweilen vor sich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken sind frei!“ Solche Korruption des Textes ist beim Volke etwas Gewöhnliches. Er sang auch ein Lied, wo „Vottchen bei dem Grabe ihres Werther's“ trauert. Der Schneider zerfloß vor Sentimentalität bei den Worten: „Einsam wein' ich an der Rosenstelle, wo uns oft der späte Mond belauscht! Sammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugeräuscht.“ Aber bald darauf ging er in Muthwillen über und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Kassel, der eben solche Lieder selbst macht; er kann keinen seligen Stich nähen; hat er einen Groschen in der Tasche, so hat er für zwei Groschen Durst, und wenn er im Thran ist, hält er den Himmel für ein blaues Kamisol, und weint wie eine Dachtraufe, und singt ein Lied mit der doppelten Poesie!“ Von letzterem Ausdruck wünschte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein mit seinen Ziegenhainer Beinchen hüpfte hin und her und rief beständig: „Die doppelte Poesie ist die dop-

pelte Poesie!“ Endlich brachte ich es heraus, daß er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzas, im Sinne hatte. — Unterdeß, durch große Bewegung und durch den konträren Wind, war der Ritter von der Nadel sehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anstalten zum Gehen und bramarbasierte: „Jetzt will ich den Weg zwischen die Beine nehmen!“ Doch bald klagte er, daß er sich Blasen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläufig sei; und endlich bei einem Baumstamme ließ er sich sachte niedersinken, bewegte sein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerschwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schindluderchen schon wieder marode!“

Die Berge wurden hier noch steiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben schiffen die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichsam gezähmt. Wie ein guter Dichter liebt die Natur keine schroffen Übergänge. Die Wolken, so bizarr gestaltet sie auch zuweilen erscheinen, tragen ein weißes oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmonisch korrespondierendes Kolorit, so daß alle Farben einer Gegend wie leise Musik

in einander schmelzen, und jeder Naturanblick krampfstillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der selige Hoffmann würde die Wolken buntscheckig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter weiß die Natur auch mit den wenigsten Mitteln die größten Effekte hervor zu bringen. Da sind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Wasser und Liebe. Freilich, fehlt Letztere im Herzen des Beschauers, so mag das Ganze wohl einen schlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann bloß so und so viel Meilen im Durchmesser, und die Bäume sind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden klassificiert, und das Wasser ist naß.

Ein kleiner Junge, der für seinen kranken Oheim im Walde Reifig suchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, dessen kleine Hütten mit grauen Dächern sich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort,“ sagte er, „wohnen dumme Kropfleute und weiße Mohren,“ — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge stand mit den Bäumen in gar eigenem Einverständnis; er grüßte sie wie gute Bekannte, und sie schienen rauschend seinen Gruß zu erwidern. Er piffte wie ein Reifig, ringsum antworteten zwitschernd die andern Vögel, und ehe ich mich Dessen versah, war er mit seinen nackten Füß-

hen und seinem Bündel Reisig ins Walddickicht fortgesprungen. Die Kinder, dacht' ich, sind jünger als wir, können sich noch erinnern, wie sie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und sind also noch im Stande, dieselben zu verstehen; Unfereins aber ist schon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und schlechte Verse im Kopf. Sene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Klauenthal wieder recht lebhaft ins Gedächtnis. In dieses nette Bergstädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor steht, gelangte ich, als eben die Glocke Zwölf schlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, fast alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig, sprangen und jauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einst selbst als ein kleines Bübchen in einer dumpfkatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubelte, wenn die alte Franciskanerglocke endlich Zwölf schlug. Die Kinder sahen an meinem Ranzen, daß ich ein Fremder sei, und grüßten mich recht gastfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, sie hätten eben Religions-

unterricht gehabt, und er zeigte mir den königl. Hannov. Katechismus, nach welchem man ihnen das Christenthum abfragt. Dieses Büchlein war sehr schlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch schon gleich einen unerfreulich löschpapierigen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erschrecklich mißfiel, daß das Einmaleins, welches doch mit der heiligen Dreieitslehre bedenklich kollidirt, im Katechismus selbst, und zwar auf dem letzten Blatte desselben, abgedruckt ist, und die Kinder dadurch schon frühzeitig zu sündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da sind wir im Preußischen viel klüger, und bei unserem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die sich so gut aufs Rechnen verstehen, hüten wir uns wohl, das Einmaleins hinter dem Katechismus abdrucken zu lassen.

In der „Krone“ zu Klauenthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Petersilienjuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimborasso in Miniatur, so wie auch eine Art geräucherter Heringe, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 gestorben, und um jener Erfindung willen von Karl V. so verehrt wurde, daß derselbe anno 1556 von Middelburg nach Biewlied in Zeeland

reiste, bloß um dort das Grab dieses großen Mannes zu sehen. Wie herrlich schmeckt doch solch ein Gericht, wenn man die historischen Notizen dazu weiß und es selbst verzehrt. Nur der Kaffe nach Tische wurde mir verleidet, indem sich ein junger Mensch diskursierend zu mir setzte und so entsetzlich schwadronierte, daß die Milch auf dem Tische sauer wurde. Es war ein junger Handlungsbeschliffener mit fünf und zwanzig bunten Westen und eben so viel goldnen Petschaften, Ringen, Brustnadeln u. s. w. Er sah aus wie ein Affe, der eine rothe Sacke angezogen hat und nun zu sich selber sagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wußte er auswendig, so wie auch Anekdoten, die er immer da anbrachte, wo sie am wenigsten paßten. Er fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich erzählte ihm: daß vor meiner Abreise von dort ein Dekret des akademischen Senats erschienen, worin bei drei Thaler Strafe verboten wird, den Hunden die Schwänze abzuschneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwischen den Beinen tragen, und man sie dadurch von den nichttollen unterscheidet, was doch nicht geschehen könnte, wenn sie gar keine Schwänze haben. — Nach Tische

machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu besuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Silberblick verfehlt. In der Münze traf ich es schon besser, und konnte zusehen, wie das Geld gemacht wird. Freilich, weiter hab' ich es auch nie bringen können. Ich hatte bei solcher Gelegenheit immer das Zusehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, so bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Israel die silberne Manna mit lustigem Muth einsammeln würden. Mit einem Gefühle, worin gar komisch Ehrfurcht und Rührung gemischt waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägstocke kam, in die Hand, und sprach zu ihm: Junger Thaler! welche Schicksale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel Böses wirst du stiften! wie wirst du das Laster beschützen und die Tugend flicken! wie wirst du geliebt und dann wieder verwünscht werden! wie wirst du schwelgen, kuppeln, lügen und morden helfen! wie wirst du rastlos umherirren, durch reine und schmutzige Hände, jahrhundertlang, bis du endlich schuldbeladen und sündenmüd versammelt wirst zu den Deinigen im Schoße Abraham's, der dich einschmelzt und

läutert und umbildet zu einem neuen besseren Sein, vielleicht gar zu einem unschuldigen Theelöffelchen, womit einst mein eigenes Ur-Urenkelchen sein liebes Breisüppchen zurechtmatscht.

Das Befahren der zwei vorzüglichsten Klausenthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Karolina,“ fand ich sehr interessant, und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Sacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos wie ein abgekappter Regell. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Öffnung, die wie ein Kaminfege Loch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, giebt Regeln, wie man sich an den Leitern festzuhalten habe, und bittet, angstlos zu folgen. Die Sache selbst ist Nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar Nichts vom Bergwerkswesen

versteht. Es giebt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Delinquententracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Bieren hinab klettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter sein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von fünfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerst in die Karolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Karolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind kothig naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser behauptet immer, es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinuntergestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und

Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen oder das hervorgesinterte Wasser herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand herausklopft. Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah, Lafayette!“ schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brausen und Säusen, unheimliche Maschinenbewegung, unterirdisches Quellengeriesel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hineinsimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitscherigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre ungefähr um dieselbe Zeit einen Sturm auf der Nordsee erlebte, und ich meinte jetzt, es sei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und

her schaukelt, die Winde ihre Trompeterstückchen losblasen, zwischendrein der lustige Matrosenlärm erschallt, und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft schnappend stieg ich einige Duzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es luftiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Karolina. Hier wurde mir auch besser zu Muth, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen wahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe mit dem Gruße „Glückauf!“ und mit demselben Wiedergruße von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine besfreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung trafen mich mit ihren tiefsinnig klaren Blicken die ernstfrommen, etwas blassen, und vom Grubenlicht geheimnisvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschächten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und sich jetzt hinauf sehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche,

pudeldutsche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gefessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er, wie viele Festlichkeiten damals statt gefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Zither gespielt und gesungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog sehr viele Gesundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er selbst ganz besonders, sich gern würden todtschlagen lassen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Unterthanstreue in seinen einfachen Naturlauten ausspricht. Es ist ein so schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter sein und witziger und ergötzlicher, aber keines ist so treu wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressen-

floskel. An euren Höfen, ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied von dem getreuen Eckart und dem bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk, und ihr irrt, wenn ihr glaubt, der alte verständige, treue Hund sei plötzlich toll geworden, und schnappe nach euren geheiligten Waden.

Wie die deutsche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht ohne viel Geflacker still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahlte — Glückauf!

Die meisten Bergarbeiter wohnen in Klausenthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Zither, ihrem Lieblingsinstrumente, gar hübsch begleiten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen und auch die Gebete hersagen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinunter steigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte sogar, ich sollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden;

und als ich dennoch Abschied nahm, gab er mir einen Auftrag an seinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küsse für seine liebe Nichte.

So stillstehend ruhig auch das Leben dieser Leute erscheint, so ist es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die steinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinterm Ofen saß, mag dort schon ein Vierteljahrhundert lang gefessen haben, und ihr Denken und Fühlen ist gewiß innig verwachsen mit allen Ecken dieses Ofens und allen Schnitzereien dieses Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Theil seiner Seele eingeflößt.

Nur durch solch tiefes Anschauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entstand die deutsche Märchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen und handeln. Sinnigem, harmlosem Volke in der stillen, umfriedeten Heimlichkeit seiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte sich das innere Leben solcher Gegenstände, diese gewannen einen nothwendigen, konsequenten Charakter, eine süße Mischung von phantastischer Laune und rein menschlicher Gesinnung; und so sehen wir im Märchen, wunderbar

und doch als wenn es sich von selbst verstände: Nähna- del und Steckna- del kommen von der Schnei- derherberge und verirren sich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach setzen und verunglücken; Schippe und Besen stehen auf der Treppe und zanken und schmeißen sich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der schönsten Frau; sogar die Blutstropfen fangen an zu sprechen, bange dunkle Worte des besorglichsten Mitleids. — Aus demselben Grunde ist unser Leben in der Kindheit so unendlich bedeutend, in jener Zeit ist uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir sehen Alles, bei allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt daß wir später absichtlicher werden, uns mit dem Ein- zelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücher- definitionen mühsam einwechseln, und an Lebens- breite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt sind wir ausgewachsene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf, und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig interessieren, da sie entweder neu sind, oder heute dem Hans, morgen dem Isaak gehören; selbst unsere Kleider bleiben uns fremd, wir wissen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke sitzen, den wir eben jetzt

auf dem Leibe tragen; wir wechseln ja so oft als möglich mit Kleidungsstücken, keines derselben bleibt im Zusammenhange mit unserer inneren und äußeren Geschichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weste aussah, die uns einst so viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten so lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber hinterm Ofen, trug einen geblühten Rock von verschollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer seligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter blonder, blitzäugiger Knabe, saß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und sie mag ihm von diesem Rocke wohl schon viele Geschichtchen erzählt haben, viele ernsthafteste hübsche Geschichten, die der Junge gewiß nicht so bald vergißt, die ihm noch oft vorschweben werden, wenn er bald als ein erwachsener Mann in den nächtlichen Stollen der Karolina einsam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längst todt ist, und er selber, ein silberhaariger, erloschener Greis, im Kreise seiner Enkel sitzt, dem großen Schranke gegenüber, hinterm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone,

wo unterdessen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen. Als ich mich ins Fremdenbuch einschrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vieltheuern Namen Adalbert von Chamisso, den Biographen des unsterblichen Schlemihl. Der Wirth erzählte mir, dieser Herr sei in einem unbeschreibbar schlechten Wetter angekommen, und in einem eben so schlechten Wetter wieder abgereist.

Den andern Morgen mußte ich meinen Kansen nochmals erleichtern, das eingepackte Paar Stiefel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dahin, ohne zu wissen wie. Nur soviel kann ich mich erinnern: ich schlenderte wieder bergauf, bergab, schaute hinunter in manches hübsche Wiesenthal; silberne Wasser brausten, süße Waldvögel zwitscherten, die Herdenglöckchen läuteten, die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angestrahlt, und oben war die blau seidene Decke des Himmels so durchsichtig, daß man tief hinein schauen konnte bis ins Allerheiligste, wo die Engel zu den Füßen Gottes sitzen, und in den Zügen seines Antlitzes den Generalbass studieren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den

ich nicht aus meiner Seele verschrecken konnte. Es war das alte Märchen, wie ein Ritter hinabsteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die schönste Prinzessin zu einem starren Zauberschlafe verwünscht ist. Ich selbst war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Klauenthaler Grube, und plötzlich erschienen viele Lichter, aus allen Seitenlöchern stürzten die wachsamem Zwerglein, schnitten zornige Gesichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwertern, bliesen gellend ins Horn, daß immer mehr und mehr herzu eilten, und es wackelten entsetzlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuschlug und das Blut herausfloß, merkte ich erst, daß es die rothblühenden, langbärtigen Distelköpfe waren, die ich den Tag vorher an der Landstraße mit dem Stocke abgeschlagen hatte. Da waren sie auch gleich Alle verschreckt, und ich gelangte in einen hellen Prachtsaal; in der Mitte stand, weiß verschleiert, und wie eine Bildsäule starr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küßte ihren Mund, und, beim lebendigen Gott! ich fühlte den beseligenden Hauch ihrer Seele und das süße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: „Es werde Licht!“ blendend schoß herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demselben Augenblick wurde es wieder Nacht, und Alles rann

chaotisch zusammen in ein wildes, wüstes Meer. Ein wildes, wüstes Meer! über das gährende Wasser jagten ängstlich die Gespenster der Verstorbenen, ihre weißen Todtenhemde flatterten im Winde, hinter ihnen her, hehend, mit klatschender Peitsche lief ein buntscheckiger Harlekin, und Dieser war ich selbst — und plötzlich, aus den dunklen Wellen, reckten die Meerungethüme ihre mißgestalteten Häupter, und langten nach mir mit ausgebreiteten Krallen, und vor Entsetzen erwacht' ich.

Wie doch zuweilen die allerschönsten Märchen verdorben werden! Eigentlich muß der Ritter, wenn er die schlafende Prinzessin gefunden hat, ein Stück aus ihrem kostbaren Schleier heraus schneiden; und wenn durch seine Kühnheit ihr Zauberschlaf gebrochen ist, und sie wieder in ihrem Pallast auf dem goldenen Stuhle sitzt, muß der Ritter zu ihr treten und sprechen: „Meine allerschönste Prinzessin, kennst du mich? Und dann antwortet sie: „Mein allertapferster Ritter, ich kenne dich nicht.“ Und Dieser zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleier herausgeschnittene Stück, das just in denselben wieder hineinpaßt, und Beide umarmen sich zärtlich, und die Trompeter blasen, und die Hochzeit wird gefeiert.

Es ist wirklich ein eigenes Mißgeschick, daß meine Liebesträume selten ein so schönes Ende nehmen.

Der Name Goslar klingt so erfreulich, und es knüpfen sich daran so viele uralte Kaisererinnerungen, daß ich eine imposante, stattliche Stadt erwartete. Aber so geht es, wenn man die Berühmten in der Nähe besieht! Ich fand ein Nest mit meistens schmalen, labyrinthisch krummen Straßen, allwo mittendurch ein kleines Wasser, wahrscheinlich die Gose, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaster, so holprig wie Berliner Hexameter. Nur die Alterthümlichkeiten der Einfassung, nämlich Reste von Mauern, Thürmen und Zinnen, geben der Stadt etwas Pikantes. Einer dieser Thürme, der Zwinger genannt, hat so dicke Mauern, daß ganze Gemächer darin ausgehauen sind. Der Platz vor der Stadt, wo der weitberühmte Schützenhof gehalten wird, ist eine schöne große Wiese, ringsum hohe Berge. Der Markt ist klein, in der Mitte steht ein Springbrunnen, dessen Wasser sich in ein großes Metallbecken ergießt. Bei Feuersbrünsten wird einigemal daran geschlagen; es giebt dann einen weiterschallenden Ton. Man weiß Nichts vom Ursprunge dieses Beckens. Einige sagen, der Teufel habe es einst zur Nachtzeit dort

auf den Markt hingestellt. Damals waren die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und sie machten sich wechselseitig Geschenke.

Das Rathhaus zu Goslar ist eine weißangestrichene Wachtstube. Das daneben stehende Gildehaus hat schon ein besseres Ansehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt stehen da die Standbilder deutscher Kaiser, rüchzig schwarz und zum Theil vergoldet, in der einen Hand das Scepter in der andern die Weltkugel; sehen aus wie gebratene Universitätspedelle. Einer dieser Kaiser hält ein Schwert, statt des Scepters. Ich konnte nicht errathen, was dieser Unterschied sagen will; und es hat doch gewiß seine Bedeutung, da die Deutschen die merkwürdige Gewohnheit haben, daß sie bei Allem, was sie thun, sich auch Etwas denken.

In Gottschalk's „Handbuch“ hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiserstuhl zu Goslar Viel gelesen. Als ich aber Beides besuchen wollte, sagte man mir, der Dom sei niedergedrissen und der Kaiserstuhl nach Berlin gebracht worden. Wir leben in einer bedeutungsschweren Zeit: tausendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiserstühle in die Kumpellammer geworfen.

Einige Merkwürdigkeiten des seligen Doms

sind jetzt in der Stephanskirche aufgestellt. Glasmalereien, die wunderschön sind, einige schlechte Gemälde, worunter auch ein Lukas Cranach sein soll, ferner ein hölzerner Christus am Kreuz, und ein heidnischer Opferaltar aus unbekanntem Metall; er hat die Gestalt einer länglich viereckigen Lade, und wird von vier Karyatiden getragen, die, in geduckter Stellung, die Hände stützend über dem Kopfe halten, und unerfreulich hässliche Gesichter schneiden. Indessen noch unerfreulicher ist das dabeistehende, schon erwähnte große hölzerne Crucifix. Dieser Christuskopf mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeschmiertem Gesichte zeigt freilich höchst meisterhaft das Hinsterben eines Menschen, aber nicht eines gottgeborenen Heilands. Nur das materielle Leiden ist in dieses Gesicht hinein geschnitzelt, nicht die Poesie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomischen Lehrsaal, als in ein Gotteshaus. Die kunsterfahrene Frau Küsterin, die mich herum führte, zeigte mir noch als ganz besondere Rarität ein vieleckiges, wohlgehobeltes, schwarzes, mit weißen Zahlen bedecktes Stück Holz, das ampelartig in der Mitte der Kirche hängt. O, wie glänzend zeigt sich hier der Erfindungsgeist in der protestantischen Kirche! Denn, wer sollte dies denken! Die Zahlen auf

besagtem Stück Holze sind die Psalmnummern, welche gewöhnlich mit Kreide auf einer schwarzen Tafel verzeichuet werden und auf den ästhetischen Sinn etwas nüchtern wirken, aber jetzt durch obige Erfindung sogar zur Zierde der Kirche dienen, und die so oft darin vermischten Raphael'schen Bilder hinlänglich ersetzen. Solche Fortschritte freuen mich unendlich, da ich, der ich Protestant und zwar Lutheraner bin, immer tief betrübt worden, wenn katholische Gegner das leere, gottverlassene Ansehn protestantischer Kirchen bespötteln konnten.

Ich logierte in einem Gasthose nahe dem Markte, wo mir das Mittagessen noch besser geschmeckt haben würde, hätte sich nur nicht der Herr Wirth mit seinem langen, überflüssigen Gesichte und seinen langweiligen Fragen zu mir hingesezt; glücklicher Weise ward ich bald erlöst durch die Ankunft eines andern Reisenden, der dieselben Fragen in derselben Ordnung aushalten mußte: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Dieser Fremde war ein alter, müder, abgetragener Mann, der, wie aus seinen Reden hervorging, die ganze Welt durchwandert, besonders lang auf Batavia gelebt, viel Geld erworben und wieder Alles verloren hatte, und jetzt, nach dreißigjähriger Abwesenheit, nach Quedlinburg, sei-

ner Vaterstadt, zurückkehrte, — „denn,“ setzte er hinzu, „unsere Familie hat dort ihr Erbbegräbniß.“ Der Herr Wirth machte die sehr aufgeklärte Bemerkung, daß es doch für die Seele gleichgültig sei, wo unser Leib begraben wird. „Haben Sie es schriftlich?“ antwortete der Fremde, und dabei zogen sich unheimlich schlaue Ringe um seine kümmerlichen Lippen und verblichenen Äugelein. „Aber,“ setzte er ängstlich begütigend hinzu, „ich will darum über fremde Gräber doch nichts Böses gesagt haben; — die Türken begraben ihre Todten noch weit schöner als wir, ihre Kirchhöfe sind ordentlich Gärten, und da sitzen sie auf ihren weißen, beturbannten Grabsteinen, unter dem Schatten einer Cypresse, und streichen ihre ernsthaften Bärte, und rauchen ruhig ihren türkischen Tabak aus ihren langen türkischen Pfeifen; — und bei den Chinesen gar ist es eine ordentliche Lust zuzusehen, wie sie auf den Ruhestätten ihrer Todten manierlich herumtänzeln, und beten, und Thee trinken, und die Geige spielen, und die geliebten Gräber gar hübsch zu verzieren wissen mit allerlei vergoldetem Lattenwerk, Porzellanfigürchen, Fetzen von buntem Seidenzeug, künstlichen Blumen und farbigen Laternchen — Alles sehr hübsch — wie weit hab' ich noch bis Quedlinburg?“

Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht sehr angesprochen. Desto mehr aber jenes wunderschöne Pockenköpfschen, das bei meiner Ankunft in der Stadt aus einem etwas hohen Parterrefenster lächelnd heraus schaute. Nach Tische suchte ich wieder das liebe Fenster; aber jetzt stand dort nur ein Wasserglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die artigen Blümchen aus dem Glase, steckte sie ruhig auf meine Mütze und kümmerte mich wenig um die aufgesperrten Mäuler, versteinerten Nasen und Glogaugen, womit die Leute auf der Straße, besonders die alten Weiber, diesem qualifizierten Diebstahle zusahen. Als ich eine Stunde später an demselben Hause vorbei ging, stand die Holde am Fenster, und wie sie die Glockenblümchen auf meiner Mütze gewahrte, wurde sie blutroth und stürzte zurück. Ich hatte jetzt das schöne Antlitz noch genauer gesehen; es war eine süße, durchsichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondschein, Nachtigallenlaut und Rosenduft. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat sie vor die Thüre. Ich kam — ich näherte mich — sie zieht sich langsam zurück in den dunkeln Hausflur — ich fasse sie bei der Hand und sage: Ich bin ein Liebhaber von schönen Blumen und Küßsen, und was man mir nicht freiwillig giebt, Das

stehe ich — und ich küßte sie rasch — und wie sie entfliehen will, flüstere ich beschwichtigend: Morgen reis' ich fort und komme wohl nie wieder — und ich fühle den geheimen Wiederdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muß lachen, wenn ich bedenke, daß ich unbewusst jene Zauberformel ausgesprochen, wodurch unsere Roth- und Blauröcke, öfter als durch ihre schnurrbärtige Liebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reise morgen fort und komme wohl nie wieder!“

Mein Logis gewährte eine herrliche Aussicht nach dem Rammelsberg. Es war ein schöner Abend. Die Nacht jagte auf ihrem schwarzen Rosse, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich stand am Fenster und betrachtete den Mond. Gibt es wirklich einen Mann im Monde? Die Slaven sagen, er heiße Mlotar, und das Wachsen des Mondes bewirke er durch Wasseraufgießen. Als ich noch klein war, hatte ich gehört, der Mond sei eine Frucht, die, wenn sie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt und zu den übrigen Vollmonden in den großen Schrank gelegt werde, der am Ende der Welt steht, wo sie mit Brettern zugenanagelt ist. Als ich größer wurde, bemerkte ich, daß die Welt nicht so eng begrenzt ist, und daß

der menschliche Geist die hölzernen Schranken durchbrochen, und mit einem riesigen Petri=Schlüssel, mit der Idee der Unsterblichkeit, alle sieben Himmel aufgeschlossen hat. Unsterblichkeit! schöner Gedanke! wer hat dich zuerst erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Thonpfeife im Munde, am lauen Sommerabend vor seiner Haus=thüre saß, und recht behaglich meinte, es wäre doch hübsch, wenn er nun so immer fort, ohne daß sein Pfeifchen und sein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetieren könnte! Oder war es ein junger Liebender, der in den Armen seiner Geliebten jenen Unsterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nicht anders fühlen und denken konnte? — Liebe! Unsterblichkeit! — in meiner Brust ward es plötzlich so heiß, daß ich glaubte, die Geographen hätten den Aequator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz. Und aus meinem Herzen ergossen sich die Gefühle der Liebe, ergossen sich sehnsüchtig in die weite Nacht. Die Blumen im Garten unter meinem Fenster dufteten stärker. Düfte sind die Gefühle der Blumen, und wie das Menschen=herz in der Nacht, wo es sich einsam und unbe=lauscht glaubt, stärker fühlt, so scheinen auch die

Blumen, sinnig verschämt, erst die umhüllende Dunkelheit zu erwarten, um sich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben und sie auszuhauchen in süßen Düften. — Ergießt euch, ihr Düste meines Herzens, und sucht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner Träume! Sie liegt jetzt schon und schläft; zu ihren Füßen knieen Engel, und wenn sie im Schlafe lächelt, so ist es ein Gebet, das die Engel nachbeten; in ihrer Brust liegt der Himmel mit allen seinen Seligkeiten, und wenn sie athmet, so bebt mein Herz in der Ferne; hinter den seidnen Wimpern ihrer Augen ist die Sonne untergegangen, und wenn sie die Augen wieder aufschlägt, so ist es Tag, und die Vögel singen, und die Herdenglöckchen läuten, und die Berge schimmern in ihren smaragdnen Kleidern, und ich schnüre den Ranzen und wandre.

In diesen philosophischen Betrachtungen und Privatgefühlen überraschte mich der Besuch des Hofrath B., der kurz vorher ebenfalls nach Goslar gekommen war. Zu keiner Stunde hätte ich die wohlwollende Gemüthlichkeit dieses Mannes tiefer empfinden können. Ich verehere ihn wegen seines ausgezeichneten, erfolgreichen Scharfsinns, noch mehr aber wegen seiner Bescheidenheit. Ich fand ihn ungemein heiter, frisch und rüstig. Daß er

Letzteres ist, bewies er jüngst durch sein neues Werk: „Die Religion der Vernunft,“ ein Buch, das die Rationalisten so sehr entzückt, die Mystiker ärgert, und das große Publikum in Bewegung setzt. Ich selbst bin zwar in diesem Augenblick ein Mystiker, meiner Gesundheit wegen, indem ich nach der Vorschrift meines Arztes alle Anreizungen zum Denken vermeiden soll. Doch verkenne ich nicht den unschätzbaren Werth der rationalistischen Bemühungen eines Paulus, Gurlitt, Krug, Eichhorn, Bouterwek, Wegscheider u. s. w. Zufällig ist es mir selbst höchst ersprießlich, daß diese Leute so manches verjährte Übel forträumen, besonders den alten Kirchenschutt, worunter so viele Schlangen und böse Dünste. Die Luft wird in Deutschland zu dick und auch zu heiß, und oft fürchte ich zu ersticken, oder von meinen geliebten Mitmystikern in ihrer Liebeshitze erwürgt zu werden. Drum will ich auch den guten Rationalisten Nichts weniger als böse sein, wenn sie die Luft etwas gar zu sehr abfühlen. Im Grunde hat ja die Natur selbst dem Rationalismus seine Grenze gesteckt; unter der Luftpumpe und am Nordpol kann der Mensch es nicht aushalten.

Zu jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, ist mir etwas höchst Seltames begegnet. Noch

immer kann ich nicht ohne Angst daran zurückdenken. Ich bin von Natur nicht ängstlich, und Gott weiß, daß ich niemals eine sonderliche Beklemmung empfunden habe, wenn z. B. eine blanke Klinge mit meiner Nase Bekanntschaft zu machen suchte, oder wenn ich mich Nachts in einem verrufenen Walde verirrte, oder wenn mich im Concert ein gährender Lieutenant zu verschlingen drohte — aber vor Geistern fürchte ich mich fast so sehr wie der Östreichische Beobachter. Was ist Furcht? Kommt sie aus dem Verstande oder aus dem Gemüth? Über diese Frage disputierte ich so oft mit dem Doktor Saul Ascher, wenn wir zu Berlin im Café Royal, wo ich lange Zeit meinen Mittagstisch hatte, zufällig zusammentrafen. Er behauptete immer, wir fürchten Etwas, weil wir es durch Vernunftschlüsse für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft sei eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonstrierte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende seiner Demonstration pflegte er nach seiner Uhr zu sehen, und immer schloß er damit: „Die Vernunft ist das höchste Princip!“ — Vernunft! Wenn ich jetzt dieses Wort höre, so sehe ich noch immer den Doktor Saul Ascher mit seinen abstrakten Beinen, mit seinem engen, transcenden-

talgrauen Leibrock, und mit seinem schroffen, frie-
rend kalten Gesichte, das einem Lehrbuche der Geo-
metrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieser Mann,
tief in den Fünfzigen, war eine personifizierte grade
Linie. In seinem Streben nach dem Positiven
hatte der arme Mann sich alles Herrliche aus dem
Leben heraus philosophiert, alle Sonnenstrahlen,
allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm
Nichts übrig, als das kalte positive Grab. Auf
den Apoll von Belvedere und auf das Christen-
thum hatte er eine specielle Malice. Gegen Letz-
teres schrieb er sogar eine Broschüre, worin er dessen
Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er
hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geschrie-
ben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen
Vortrefflichkeit renommirt, und wobei es der arme
Doktor gewiß ernsthaft genug meinte, und also in
dieser Hinsicht alle Achtung verdiente. Darin aber
bestand ja eben der Hauptspass, daß er ein so
ernsthaft närrisches Gesicht schnitt, wenn er Das-
jenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind be-
greift, eben weil es ein Kind ist. Einigemal
besuchte ich auch den Vernunftdoktor in seinem
eigenen Hause, wo ich schöne Mädchen bei ihm
sah; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinn-
lichkeit. Als ich ihn einst ebenfalls besuchen wollte,

sagte mir sein Bedienter: Der Herr Doctor ist eben gestorben. Ich fühlte nicht Viel mehr dabei, als wenn er gesagt hätte: Der Herr Doctor ist ausgezogen.

Doch zurück nach Goslar. „Das höchste Princip ist die Vernunft!“ sagte ich beschwichtigend zu mir selbst, als ich ins Bett stieg. Indessen, es half nicht. Ich hatte eben in Barnhagen von Ense's „Deutsche Erzählungen,“ die ich von Klausthal mitgenommen hatte, jene entsetzliche Geschichte gelesen, wie der Sohn, den sein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiste seiner todtten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darstellung dieser Geschichte bewirkte, daß mich während des Lesens ein inneres Grauen durchfröstelte. Auch erregen Gespenstererzählungen ein noch schauerlicheres Gefühl, wenn man sie auf der Reise liest, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hause, in einem Zimmer, wo man noch nie gewesen. Wie viel Gräßliches mag sich schon zgetragen haben auf diesem Flecke, wo du eben liegst? so denkt man unwillkürlich. Überdies schien jetzt der Mond so zweideutig ins Zimmer herein, an der Wand bewegten sich allerlei unberufene Schatten, und als ich mich im Bett aufrichtete, um hin zu sehen, erblickte ich —

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man bei Mondschein das eigene Gesicht zufällig im Spiegel sieht. In demselben Augenblicke schlug eine schwerfällige, gährende Glocke, und zwar so lang und langsam, daß ich nach dem zwölften Glockenschlage sicher glaubte, es seien unterdessen volle zwölf Stunden verflossen, und es müßte wieder von vorn anfangen, Zwölf zu schlagen. Zwischen dem vorletzten und letzten Glockenschlage schlug noch eine andere Uhr, sehr rasch, fast keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langsamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiserne Zungen schwiegen, und tiefe Todesstille im ganzen Hause herrschte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Korridor vor meinem Zimmer Etwas schlottern und schlappen, wie der unsichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete sich meine Thür, und langsam trat herein der verstorbene Doktor Saul Njcher. Ein kaltes Fieber rieselte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Gespenst anzusehen. Er sah aus wie sonst, derselbe transcendentalgraue Leibrock, dieselben abstrakten Beine, und dasselbe mathematische Gesicht; nur war dieses etwas gelblicher als sonst, auch der Mund, der sonst zwei Winkel von $22\frac{1}{2}$ Grad bildete, war zusammengekniffen, und die

Augenkreise hatten einen größeren Radius. Schwankend, und wie sonst sich auf sein spanisches Röhrchen stützend, näherte er sich mir, und in seinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte sprach er freundlich: „Fürchten Sie sich nicht, und glauben Sie nicht, daß ich ein Gespenst sei. Es ist Täuschung Ihrer Phantasie, wenn Sie mich als Gespenst zu sehen glauben. Was ist ein Gespenst? Geben Sie mir eine Definition? Deducieren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Gespenstes? In welchem vernünftigen Zusammenhang stände eine solche Erscheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich sage die Vernunft —“ Und nun schritt das Gespenst zu einer Analyse der Vernunft, citierte Kant's „Kritik der reinen Vernunft,“ 2. Theil, 1. Abschnitt, 2. Buch, 3. Hauptstück, die Unterscheidung von Phänomena und Noumena, konstruierte alsdann den problematischen Gespensterglauben, setzte einen Syllogismus auf den andern, und schloß mit dem logischen Beweise, daß es durchaus keine Gespenster giebt. Mir unterdessen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kastagnetten, aus Seelenangst nickte ich unbedingte Zustimmung bei jedem Satz, womit der spukende Doktor die Absurdität aller Gespensterei bewies, und Derselbe demonstrierte so eifrig,

dass er einmal in der Zerstreung, statt seiner goldenen Uhr, eine Handvoll Würmer aus der Uhrtasche zog, und, seinen Irrthum bemerkend, mit possierlich ängstlicher Hastigkeit wieder einsteckte. „Die Vernunft ist das höchste —“ da schlug die Glocke Eins, und das Gespenst verschwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Absicht, den Bruder des Klausthaler Bergmanns aufzusuchen. Wieder schönes, liebes Sonntagswetter. Ich bestieg Hügel und Berge, betrachtete, wie die Sonne den Nebel zu verscheuchen suchte, wanderte freudig durch die schauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln standen die Berge, die Tannen rüttelten sich den Schlaf aus den Gliedern, der frische Morgenwind frisirierte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Böglein hielten Betstunde, das Wiesenthal blitzte wie eine diamantenbesäete Golddecke, und der Hirt schritt darüber hin mit seiner läutenden Herde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man schlägt immer Seitenwege und Fußsteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns

wieder auf den rechten Weg bringen; sie thun es gern, und finden noch obendrein ein besonderes Vergnügen daran, wenn sie uns mit selbstgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten, welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir versinken konnten, und welche ein Glück es sei, daß wir so wegfundige Leute, wie sie sind, noch zeitig angetroffen. Einen solchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Gesicht; er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zusammen, und er erzählte mir allerlei Spukgeschichten, die hübsch klingen konnten, wenn sie nicht alle darauf hinaus liefen, daß es doch kein wirklicher Spuk gewesen, sondern daß die weiße Gestalt ein Wilddieb war, und daß die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräusch auf dem Boden von der Hauskacke herrührte. Nur wenn der Mensch krank ist, setzte er hinzu, glaubt er Gespenster zu sehen; was aber seine Wenigkeit anbelange, so sei er selten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann kuriere er sich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerksam auf die Zweckmäßigkeit und Nütz-



sichtigkeit in der Natur. Die Bäume sind grün, weil grün gut für die Augen ist. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu, daß Gott das Rindvieh erschaffen, weil Fleischsuppen den Menschen stärken, daß er die Esel erschaffen, damit sie den Menschen zu Vergleichen dienen können, und daß er den Menschen selbst erschaffen, damit er Fleischsuppen essen und kein Esel sein soll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgestimmten gefunden zu haben, sein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bei dem Abschiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert; sobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu sprechen, und die Sonnenstrahlen erklangen, und die Wiesenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es besser; Gott hat den Menschen erschaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und sei er noch so groß, wünscht, daß sein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes, steht ausdrücklich, daß er die Menschen erschaffen zu seinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich nach der Wohnung des Bruders meines

Klausthaler Freundes, übernachtete alldort, und erlebte folgendes schöne Gedicht:

I.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Reich geschnitzt und wunderbar,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
Auglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroß'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroß'.

Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis'.

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme todt ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort ist es gar zu schön.

„Hier dagegen ist es einsam
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind.“

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnarrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!“

II.

Tannenbaum mit grünen Fingern
Bocht ans niedre Fensterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauscher,
Wirft sein süßes Licht herein.

Vater, Mutter schnarchen leise
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, selig schwatzend,
Halten uns einander wach.

„Dass du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer;
Zenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Zenes böse, kalte Zucken,
Das erschreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angst beschwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifel' ich, dass du glaubest,
Was so rechter Glaube heißt,
Glaubst wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geist?“

Ah, mein Kindchen, schon als Knabe,
Als ich saß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die schöne Erd' erschaffen,
Und die schönen Menschen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Sezo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

Dieser that die größten Wunder,
Und viel größere thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alle Todesmunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Er verscheucht die bösen Rebel
Und das dunkle Hirngespinnst,
Das uns Lieb' und Lust verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinst.

Tausend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat sie muthbeseelt.

Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchtest wohl, mein Kindchen,
Solche stolze Ritter sehn?

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist.

III.

Still versteckt der Mond sich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unsre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glüht die Purpurrose,
Und das liebe Mädchen spricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen
Stehlen unser Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

„Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

„Und die Katz' ist eine Hexe,
Denn sie schleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geisterberge,
Nach dem altverfallnen Thurm.

„Dort hat einst ein Schloß gestanden,
Voller Lust und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau und Knappen
Schwangen sich im Fackeltanz.

„Da verwünschte Schloß und Leute
Eine böse Zauberin,
Nur die Trümmer blieben stehen,
Und die Eulen nisten drin.

„Doch die sel'ge Muhme sagte:
Wenn man spricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

„So verwandeln sich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder lustig
Ritter, Frau und Knappentrost;

„Und wer jenes Wort gesprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit.“

Also blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Köslein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenschein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübsche Namen,
Lacht und küßt, und schweigt am End'.

Und im stillen Zimmer Alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Tisch und Schrank, mir ist als hätt' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwagt die Wanduhr
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze wie im Traum.

Jetzt ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Staunen würdest du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, so dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenslieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild wie rothe Flammen,
Sprühen aus dem Gewühl hervor;
Liljen, wie krySTALLNE Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnsuchtsgluth;
In der Liljen Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir selber, süßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern lustig um uns her.

Du, du wurdest zur Prinzessin,
Diese Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tänzen
Ritter, Frau und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab erworben,
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie
Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg
wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte
die schöne Sonne, immer neue Schönheiten be-
leuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte
mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß so ein
Dichtermensch viel Hübsches wiedererzählen kann,
und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen,

wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen, in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweigethaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlornten Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum, und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht

königlich; überhaupt schien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brot gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen.

König ist der Hirtentnabe,
Grüner Hügel ist sein Thron,
Über seinem Haupt die Sonne
Ist die schwere, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolz gespreizt.

Hoffchauspieler sind die Böcklein;
Und die Vögel und die Rüh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusici.

Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.

Unter dessen muß regieren
Der Minister, jener Duno,
Dessen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren ist so schwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär'!“

In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermesslich Reich!

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersät, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen, und mühsam den

Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe empor geschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Überwinden früher Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu heizen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menschen, und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genoveva.

Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwelende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch

von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinab beugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wunderbar breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen

immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen, und die abenteuerlich verruchte Lust beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meister Ketzsch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reise von Berlin nach Göttingen in der ersten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte sogar, wie einige belletristische Damen auf einer Bergerdecke ihre ästhetische Theegesellschaft hielten, sich gemüthlich die „Abendzeitung“ vorlasen, ihre poetischen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetisch umhüpften, als Universalgenies priesen, und über alle Erscheinungen in der deutschen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch als sie auch auf den „Ratcliff“ und „Almansor“ geriethen, und dem Verfasser alle Frömmigkeit und Christlichkeit absprachen, da sträubte sich das Haar

des jungen Mannes, Entsetzen ergriff ihn, — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergößlichen Blocksberggeschichten zu denken, und besonders an die große, mystische deutsche Nationaltragödie vom Doktor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinauf kletterte, und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch als Wirthshaus verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in frühern Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man ist nach einem langen, einsamen Umhersteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus versetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderbar zusammengesetzte, fremde Gesellschaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich ist, fast wie ein erwarteter Genosse, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäste, und, wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich schon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinsterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug, einzusehen, daß ich kranker Mensch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müsse. Dieses verschaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo schon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock, sich etablirt hatte.

In der Wirthsstube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verschiedenen Universitäten. Die Einen sind kurz vorher angekommen und restaurieren sich, Andere bereiten sich zum Abmarsch, schnüren ihre Ranzen, schreiben ihre Namen ins

Gedächtnisbuch, erhalten Brockensträuße von den Hausmädchen; da wird in die Wangen gekniffen, gesungen, gesprungen, gejohlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Prosit, Adieu. Einige der Abgehenden sind auch etwas angesoffen, und Diese haben von der schönen Aussicht einen doppelten Genuß, da ein Betrunkener Alles doppelt sieht.

Nachdem ich mich ziemlich rekreiert, bestieg ich die Thurmwarte, und fand daselbst einen kleinen Herrn mit zwei Damen, einer jungen und einer ältlichen. Die junge Dame war sehr schön. Eine herrliche Gestalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, schwarzer Atlashut, mit dessen weißen Federn die Winde spielten, die schlanken Glieder von einem schwarzseidenen Mantel so fest umschlossen, daß die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge, ruhig hinabschauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an Nichts als an Zauber- und Wundergeschichten, und jede schöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfenkönigin, und bemerkte ich gar, daß die Schleppe ihres Kleides naß war, so hielt ich sie für eine Wassernixe. Jetzt denke ich anders, seit ich aus der Naturgeschichte weiß,

daß jene symbolischen Federn von dem dümmsten Vogel herkommen, und daß die Schleppe eines Damentkleides auf sehr natürliche Weise naß werden kann. Hätte ich mit jenen Knabenaugen die erwähnte junge Schöne in erwähnter Stellung auf dem Brocken gesehen, so würde ich sicher gedacht haben: Das ist die Fee des Berges, und sie hat eben den Zauber ausgesprochen, wodurch dort unten Alles so wunderbar erscheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erscheint uns Alles beim ersten Hinabschauen vom Brocken, alle Seiten unseres Geistes empfangen neue Eindrücke, und diese, meistens verschiedenartig, sogar sich widersprechend, verbinden sich in unserer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverstandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieses Gefühl in seinem Begriff zu erfassen, so erkennen wir den Charakter des Berges. Dieser Charakter ist ganz deutsch, sowohl in Hinsicht seiner Fehler, als auch seiner Vorzüge. Der Brocken ist ein Deutscher. Mit deutscher Gründlichkeit zeigt er uns klar und deutlich, wie ein Riesenpanorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meistens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüsse, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erscheint Alles wie eine scharfgezeichnete, rein illuminierte Specialkarte, nirgends wird das

Auge durch eigentliche schöne Landschaften erfreut; wie es denn immer geschieht, daß wir deutschen Kompilatoren wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine schöne Weise zu geben. Der Berg hat auch so etwas Deutschruhiges, Verständiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge so weit und klar überschauen kann. Und wenn solch ein Berg seine Riesenaugen öffnet, mag er wohl noch Etwas mehr sehen, als wir Zwerge, die wir mit unsern blöden Auglein auf ihm herum klettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken sei sehr philiströse, und Claudius sang: „Der Blocksberg ist der lange Herr Philister!“ Aber Das ist Irrthum. Durch seinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er sich zwar den Anstrich von Philiströsität; aber, wie bei manchen andern großen Deutschen, geschieht es aus purer Ironie. Es ist sogar notorisch, daß der Brocken seine burschikosen, phantastischen Zeiten hat, z. B. die erste Mainacht. Dann wirft er seine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben so gut wie wir Übrigen, recht echtdeutsch romantisch verrückt.

Ich suchte gleich die schöne Dame in ein Gespräch zu verflechten; denn Naturschönheiten genießt

man erst recht, wenn man sich auf der Stelle darüber aussprechen kann. Sie war nicht geistreich, aber aufmerksam sinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, steife, negative Bornehmheit, die genau weiß, was unterlassen werden muß; sondern jene feltneren, freie, positive Bornehmheit, die uns genau sagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenhait, die höchste gefellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographische Kenntnisse, nannte der wißbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, suchte und zeigte ihr dieselben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintisch, der in der Mitte der Thurmplatte steht, mit echter Docentenmiene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern suchte, als mit den Augen, die sich unterdessen auf dem Gesicht der holden Dame orientierten, und dort schönere Partieen fanden, als „Schierke“ und „Elend.“ Dieses Gesicht gehörte zu denen, die nie reizen, selten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe solche Gesichter, weil sie mein schlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln. Die Dame war noch unverheirathet, obgleich schon in jener Vollblüthe, die zum Ehestande hinlänglich berechtigt. Aber es ist

ja eine tägliche Erscheinung, just bei den schönsten Mädchen hält es so schwer, daß sie einen Mann bekommen. Dies war schon im Alterthum der Fall, und, wie bekannt ist, alle drei Grazien sind sitzen geblieben.

In welchem Verhältniß der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denselben stehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfschen, sparsam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellenaugen reichten, die runde Nase weit hervortretend, dagegen Mund und Kinn sich wieder ängstlich nach den Ohren zurück ziehend. Dieses Gesichtchen schien aus einem zarten, gelblichen Thone zu bestehen, woraus die Bildhauer ihre ersten Modelle kneten; und wenn die schmalen Rippen zusammen kniffen, zogen sich über die Wangen einige tausend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann sprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüsterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Sene ältere Dame war die Mutter der jüngern, und auch sie besaß die vornehmsten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft schwärmerischen

Tieffinn, um ihren Mund lag strenge Frömmigkeit, doch schien mir's, als ob er einst sehr schön gewesen sei, und viel gelacht und viele Küsse empfangen und viele erwidert habe. Ihr Gesicht glich einem Codex palimpsestus, wo unter der neuschwarzen Mönchsschrift eines Kirchenvatertextes die halberloschenen Verse eines altgriechischen Liebessichters hervorlauschen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter dieses Jahr in Italien gewesen und erzählten mir allerlei Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte Viel von den Raphael'schen Bildern in der Peterskirche; die Tochter sprach mehr von der Oper im Theater Fenice. Beide waren entzückt von der Kunst der Improvisatoren. Nürnberg war der Damen Vaterstadt; doch von dessen alterthümlicher Herrlichkeit wußten sie mir Wenig zu sagen. Die holdselige Kunst des Meistergesangs, wovon uns der gute Wagenseil die letzten Klänge erhalten, ist erloschen, und die Bürgerinnen Nürnberg's erbauen sich an welschem Stegreifunsinn und Kapaunengesang. O Sanct Sebalduß, was bist du jetzt für ein armer Patron!

Derweil wir sprachen, begann es zu dämmern; die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte sich tiefer, und die Thurmplatte füllte sich mit Stu-

dentem, Handwerksburschen und einigen ehrsamem Bürgerseuten, sammt deren Ehefrauen und Töchtern, die Alle den Sonnenuntergang sehen wollten. Es ist ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet stimmt. Wohl eine Viertelstunde standen Alle ernsthaft schweigend, und sahen, wie der schöne Feuerball im Westen allmählig versank; die Gesichter wurden vom Abendroth angestrahlt, die Hände falteten sich unwillkürlich; es war, als ständen wir, eine stille Gemeinde, im Schiffe eines Riesendoms, und der Priester erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergösse sich Palestrina's ewiger Choral.

Während ich so in Andacht versunken stehe, höre ich, daß neben mir Jemand ausruft: „Wie ist die Natur doch im Allgemeinen so schön!“ Diese Worte kamen aus der gefühlvollen Brust meines Zimmergenossen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltagsstimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnenuntergang recht viel Artiges zu sagen, und sie ruhig, als wäre Nichts passiert, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, sie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde selbst, drehte sich unsre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte, die in Nebel versinkende

Sonne habe ausgesehen wie eine rothglühende Rose, die der galante Himmel herabgeworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautschleier seiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick solcher Naturerscheinungen schwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte diese falsche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reisebriefen, und frug mich, ob ich den Werther gelesen? Ich glaube, wir sprachen auch von Angorakafen, etruskischen Vasen, türkischen Shawls, Makaroni und Lord Byron, aus dessen Gedichten die ältere Dame einige Sonnenuntergangsstellen, recht hübsch lispelnd und seufzend, recitierte. Der jüngern Dame, die kein Englisch verstand, und jene Gedichte kennen lernen wollte, empfahl ich die Übersetzungen meiner schönen, geistreichen Landsmännin, der Baronin Elise von Hohenhausen; bei welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byron's Gottlosigkeit, Lieblosigkeit, Trostlosigkeit, und der Himmel weiß was noch mehr, zu eifern.

Nach diesem Geschäfte ging ich noch auf dem Brocken spazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht stark, und ich betrachtete die Umrisse der beiden Hügel, die man den Herenaltar und die Teufelskanzel nennt. Ich schoss

meine Pistolen ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen, und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage später verlassen hatten, und bedeutend erstaunt waren, mich ganz allein auf dem Blockberge wieder zu finden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiste waren wir wieder in unserm gelehrten Sibirien, wo die Kultur so groß ist, daß die Bären in den Wirthshäusern angebunden werden, und die Zobel dem Jäger guten Abend wünschen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tisch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Universitätsgespräch: Duell, Duell und wieder Duell. Die Gesellschaft bestand meistens aus Hallensern, und Halle wurde daher Hauptgegenstand der Unterhaltung. Die Fensterscheiben des Hofraths Schütz wurden exegetisch beleuchtet. Dann erzählte man, daß die letzte Cour bei dem König von Cypern sehr glänzend gewesen sei, daß er einen natürlichen Sohn erwählt, daß er sich eine Lichtenstein'sche Prinzessin ans linke Bein antrauen lassen, daß er die Staatsmaitresse abgedankt, und daß das ganze gerührte Ministerium vorschrist-

mäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß sich Dieses auf Halle'sche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chinesen aufs Tapet, die sich vor zwei Jahren in Berlin sehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatdocenten der chinesischen Ästhetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze gerissen. Man setzte den Fall, ein Deutscher ließe sich in China für Geld sehen; und zu diesem Zwecke wurde ein Anschlagzettel geschmiedet, worin die Mandarininen Tsching-Tschang-Tschung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daß es ein echter Deutscher sei, worin ferner seine Kunststücke aufgerechnet wurden, die hauptsächlich in Philosophieren, Tabackrauchen und Geduld bestanden, und worin noch schließlich bemerkt wurde, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsstunde sei, keine Hunde mitbringen dürfe, indem diese dem armen Deutschen die besten Brocken weg zu schnappen pflegten.

Ein junger Burschenschaftler, der kürzlich zur Purifikation in Berlin gewesen, sprach viel von dieser Stadt, aber sehr einseitig. Er hatte Wisotzki und das Theater besucht; Beide beurtheilte er falsch. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“ u. s. w. Er sprach von Garderobeaufwand, Schauspieler- und Schauspielerinnenskandal u. s. w. Der junge Mensch wußte nicht, daß, da in Berlin

überhaupt der Schein der Dinge am meisten gilt, was schon die allgemeine Redensart „man so duhn“ hinlänglich andeutet, dieses Scheinwesen auf den Brettern erst recht florieren muß, und daß daher die Intendanz am meisten zu sorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle gespielt wird,“ für die Treue der Kostüme, die von beeidigten Historikern vorgezeichnet und von wissenschaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und Das ist nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die schon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, so würde gewiß der Banquier Christian Gumpel sich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illusion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Versehen die Hose von Heinrich IV. angezogen, so würde gewiß die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Vicienthau, diesen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen. Solche täuschende Sorgfalt der Generalintendanz erstreckt sich aber nicht bloß auf Schürzen und Hosen, sondern auch auf die darin verwickelten Personen. So soll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren gespielt werden, den Professor Lichtenstein schon zu diesem Behufe aus Afrika verschrieben hat; in „Menschenhaß und Neue“ soll künftig die Eulalia von einem wirk-

lich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahurei gespielt werden, die man alle drei nicht erst aus Afrika zu verschreiben braucht. In der „Macht der Verhältnisse“ soll ein wirklicher Schriftsteller, der schon mal ein paar Maulschellen bekommen, die Rolle des Helden spielen; in der „Ahnfrau“ soll der Künstler, der den Jaromir giebt, schon wirklich einmal geraubt oder doch wenigstens gestohlen haben; die Lady Macbeth soll von einer Dame gespielt werden, die zwar, wie es Tieck verlangt, von Natur sehr liebevoll, aber doch mit dem blutigen Anblick eines meuchelmörderischen Abstechens einigermaßen vertraut ist; und endlich, zur Darstellung gar besonders feichter, witzloser, pöbelhafter Gesellen soll der große Wurm engagiert werden, der große Wurm, der seine Geistesgenossen jedesmal entzückt, wenn er sich erhebt in seiner wahren Größe, hoch, hoch, „jeder Zoll ein Lump!“ — Hatte nun obenerwähnter junger Mensch die Verhältnisse des Berliner Schauspiels schlecht begriffen, so merkte er noch viel weniger, daß die Spontini'sche Sanitscharenoper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroisches Mittel ist, um unser erschlafftes Volk kriegerisch zu stärken, ein Mittel,

das schon Plato und Cicero staatspfiffig empfohlen haben. Am allerwenigsten begriff der junge Mensch die diplomatische Bedeutung des Balletts. Mit Mühe zeigte ich ihm, wie in Hoguet's Füßen mehr Politik sitzt als in Buchholz Kopf, wie alle seine Tanztouren diplomatische Verhandlungen bedeuten, wie jede seiner Bewegungen eine politische Beziehung habe, so z. B. daß er unser Kabinett meint, wenn er, sehnsüchtig vorgebeugt, mit den Händen weitausgreift, daß er den Bundestag meint, wenn er sich hundertmal auf einem Fuße herumdreht, ohne vom Fleck zu kommen, daß er die kleinen Fürsten im Sinne hat, wenn er wie mit gebundenen Beinen herumtrippelt, daß er das europäische Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin und her schwankt, daß er einen Kongreß andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäuelartig in einander verschlingt, und endlich, daß er unsern allzugroßen Freund im Osten darstellt, wenn er in allmählicher Entfaltung sich in die Höhe hebt, in dieser Stellung lange ruht, und plötzlich in die erschrecklichsten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Augen, und jetzt merkte er, warum Tänzer besser honoriert werden, als große Dichter, warum das Ballett beim diplomatischen Korps ein unerschöpf-

licher Gegenstand des Gesprächs ist, und warum oft eine schöne Tänzerin noch privatim von dem Minister unterhalten wird, der sich gewiß Tag und Nacht abmüht, sie für sein politisches Systemchen empfänglich zu machen. Beim Apis! wie groß ist die Zahl der exoterischen, und wie klein die Zahl der esoterischen Theaterbesucher! Da steht das blöde Volk und gafft, und bewundert Sprünge und Wendungen, und studiert Anatomie in den Stellungen der Lemiere, und applaudiert die Entrechats der Köhniſch, und schwatzt von Grazie, Harmonie und Lenden — und Keiner merkt, daß er in getanzten Chiffren das Schicksal des deutschen Vaterlandes vor Augen hat.

Während solcherlei Gespräche hin und her flogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüsseln, die mit Fleisch, Kartoffeln u. s. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugesprochen. Jedoch das Essen war schlecht. Dieses erwähnte ich leichtthin gegen meinen Nachbar, der aber mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete, daß wir Deutschen, wie mit der wahren Freiheit, so auch mit der wahren Genügsamkeit unbekannt seien. Ich zuckte die Achseln und bemerkte, daß die eigentlichen Fürstentknechte und Beckerkramverfertiger

überall Schweizer sind und vorzugsweise so genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen schweizerischen Freiheitshelden, die so viel Politisch-Kühnes ins Publikum hineinschwätzen, mir immer vorkommen wie Hasen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Pistolen abschießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erstaunen setzen, und dennoch Hasen sind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiß nicht böse gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann,“ sagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Äußerung sehr pikirt; er behauptete, daß deutsche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloschen sei, schlug sich dröhnend auf die Brust, und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer sagte: „Nu! nu!“ Doch je beschwichtigender er Dieses sagte, desto eifriger ging der Greifswalder ins Geschirr. Dieser war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuse gute Tage hatten und die Friseure zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängend langes Haar, ein ritterliches Barett, einen schwarzen altdeutschen Rock, ein schmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weste versah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüschel von Blücher's

Schimmel. Er sah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern einige Bewegung beim Abendessen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotischen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutschland müsse in 33 Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete, es müssten 48 sein, weil man alsdann ein systematischeres Handbuch über Deutschland schreiben könne, und es doch nothwendig sei, das Leben mit der Wissenschaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutscher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem Nationalheldengedicht zur Verherrlichung Hermann's und der Hermannschlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieses Epos. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er die Sümpfe und Knüppelwege des teutoburger Waldes sehr onomatopöisch durch wässerige und holperige Verse andeuten könne, und daß es eine patriotische Feinheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unsinn sprechen ließe. Ich hoffe, dieser Kunstkniff wird ihm, eben so erfolgreich wie andern Berliner Dichtern, bis zur bedenklichsten Illusion gelingen.

An unserem Tische wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die

Bunschbowlen dampften, es wurde getrunken, smolliert und gesungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. s. w. erschollen. Schöne Methfessel'sche Melodien. Am allerbesten erklangen unseres Arndt's deutsche Worte: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ Und draußen brauste es, als ob der alte Berg mitsänge, und einige schwankende Freunde behaupteten sogar, er schüttle freudig sein kahles Haupt, und unser Zimmer werde dadurch hin und her bewegt. Die Flaschen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fistulierte, ein Dritter deklamirte aus der „Schuld,“ ein Viertes sprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster stellte sich auf den Stuhl und docierte: „Meine Herren! Die Erde ist eine runde Walze, die Menschen sind einzelne Stiftchen darauf, scheinbar arglos zerstreut; aber die Walze dreht sich, die Stiftchen stoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern selten, Das giebt eine wunderbare, komplizierte Musik, und diese heißt Weltgeschichte. Wir sprechen also erst von der Musik, dann von der Welt, und endlich von der Geschichte; Letztere aber theilen wir ein in Positiv und spanische Fliegen —“ Und so ging's weiter mit Sinn und Unsinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der seine Nase im Punschglase hatte, und selig lächelnd den Dampf einschnupfte, machte die Bemerkung, es sei ihm zu Muth, als stände er wieder vor dem Theaterbüfett in Schwerin. Ein Anderer hielt sein Weinglas wie ein Perspektiv vor die Augen und schien uns aufmerksam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein über die Backen ins hervortretende Maul hinablief. Der Greifswalder, plötzlich begeistert, warf sich an meine Brust und jauchzte: „O, verständest du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und, Gott verdammt mich! es ist ein gebildetes Mädchen, denn sie hat volle Brüste, und trägt ein weißes Kleid, und spielt Klavier!“ — Aber der Schweizer weinte, und küßte zärtlich meine Hand, und wimmerte beständig: „O Bäbeli! O Bäbeli!“

In diesem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläser fliegen lernten, saßen mir gegenüber zwei Jünglinge, schön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis, der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leise Rosenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe sahen sie sich einander an, als wenn Einer lesen

könnte in den Augen des Andern, und in diesen Augen strahlte es, als wären einige Lichttropfen hineingefallen aus jener Schale voll lodender Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber trägt. Sie sprachen leise mit sehnsuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geschichten, aus denen ein wunder-schmerzlicher Ton hervor klang. „Die Lore ist jetzt auch todt!“ sagte der Eine und seufzte, und nach einer Pause erzählte er von einem Halle'schen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und, als Dieser Halle verließ, mit Niemand mehr sprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Kanarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einst geschenkt hatte. „Der Vogel starb, und bald darauf ist auch die Lore gestorben!“ so schloß die Erzählung, und beide Jünglinge schwiegen wieder und seufzten, als wollte ihnen das Herz zerspringen. Endlich sprach der Andere: „Meine Seele ist traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genosse meiner Wehmuth! ich liebe dich, deine Worte tönen wie Rohrgeflüster, wie gleitende Ströme, sie tönen wieder in meiner Brust, aber meine Seele ist traurig!“

Nun erhoben sich die beiden Jünglinge, Einer schlang den Arm um den Nacken des Andern, und sie verließen das tosende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und sah, wie sie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, statt des Fensters, einen großen Kleiderschrank öffnete, wie Beide vor demselben mit sehnsüchtig ausgestreckten Armen stehen blieben und wechselweise sprachen. „Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!“ rief der Erste, „wie erquickend fühlt ihr meine Wangen! Wie lieblich spielt ihr mit meinen flatternden Locken! Ich steh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die schlafenden Städte der Menschen, und blinken die blauen Gewässer. Horch! dort unten im Thale rauschen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen in Nebelgestalten die Geister der Väter. O, könnt' ich mit euch jagen auf dem Wolkenroß durch die stürmische Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid, und meine Seele ist traurig!“ — Der andere Jüngling hatte ebenfalls seine Arme sehnsuchtsvoll nach dem Kleiderschrank ausgestreckt, Thränen stürzten aus seinen Augen, und zu einer gelbledernen Hose, die er für den Mond hielt, sprach er mit wehmüthiger Stimme: „Schön bist du, Tochter des Himmels! Holdselig ist deines Antlitzes Ruhe!

Du wandelst einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Osten. Bei deinem Anblick erfreuen sich die Wolken, und es lichten sich ihre düstern Gestalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beschämt in deiner Gegenwart sind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehst du von deinem Pfade? Hast du gleich mir deine Halle? Wohnst du im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schwestern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, sind sie nicht mehr? Ja, sie fielen herab, o schönes Licht, und du verbirgst dich oft, sie zu betrauern. Doch einst wird kommen die Nacht, und du, auch du bist vergangen, und hast deine blauen Pfade dort oben verlassen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einst deine Gegenwart beschämt, sie werden sich freuen. Doch jetzt bist du gekleidet in deine Strahlenpracht, und schaust herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervor zu leuchten vermag, und die buschigen Berge erglänzen, und das Meer seine schäumenden Wogen rolle in Licht!“

Ein wohlbekannter, nicht sehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegessen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich, eine Portion Rindfleisch verschlungen, wovon sechs Gardelieutenants und ein unschuldiges Kind satt geworden wären, dieser kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en Schwein, vorbeigerannt, schob die beiden elegischen Freunde etwas unsanft in den Schrank hinein, polterte nach der Hausthüre, und wirthschaftete draußen ganz mörderlich. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beiden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, sie lägen zerschmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals strömte ihnen der edle Rothwein, sie überschwemmten sich wechselseitig, und der Eine sprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daß ich verblute. Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Wellens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden.“ — Aber Alles übertobte die wohlbekannte Bassstimme, die draußen

vor der Thüre unter Fluchen und Sauchzen sich gottlästerlich beklagte, daß auf der ganzen dunklen Weenderstraße keine einzige Laterne brenne, und man nicht einmal sehen könne, bei wem man die Fensterscheiben eingeschmissen habe.

Ich kann Viel vertragen — die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillenzahl zu nennen — und ziemlich gut konditioniert gelangte ich nach meinem Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag schon im Bette, mit seiner freideweißen Nachtmütze und safrangelben Sacke von Gesundheitsflanell. Er schlief noch nicht, und suchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mainer, und folglich sprach er gleich von den Juden, die alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, und die englischen Waaren 25 Procent unter dem Fabrikpreise verkaufen. Es ergriff mich die Lust, ihn etwas zu mystificieren; deshalb sagte ich ihm, ich sei ein Nachtwandler, und müsse im Voraus um Entschuldigung bitten für den Fall, daß ich ihn etwa im Schlafe stören möchte. Der arme Mensch hat deshalb, wie er mir den andern Tag gestand, die ganze Nacht nicht geschlafen, da er die Besorgnis hegte, ich könnte mit meinen Pistolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandlerzustande ein Malheur anrichten. Im Grunde

war es mir nicht viel besser als ihm gegangen, ich hatte sehr schlecht geschlafen, Wüste, beängstigende Phantasiegebilde. Ein Klavierauszug aus Dante's „Hölle.“ Am Ende träumte mir gar, ich sähe die Aufführung einer juristischen Oper, die Falcidia geheißten, erb-rechtlicher Text von Gans und Musik von Spontini. Ein toller Traum. Das römische Forum leuchtete prächtig; Serv. Afninius Göschenus als Prätor auf seinem Stuhle, die Toga in stolze Falten werfend, ergoß sich in polternden Recitativen; Marcus Tullius Elversus, als Prima Donna legataria; all seine holde Weiblichkeit offenbarend, sang die liebeschmelzende Bravourarie *quicumque civis romanus*, ziegelroth geschminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen; Privatdocenten, als Genien in fleischfarbigen Trikot gekleidet, tanzten ein antejustinianisches Ballett und bekränzten mit Blumen die zwölf Tafeln; unter Donner und Blitz stieg aus der Erde der beleidigte Geist der römischen Gesetzgebung; hierauf Posaunen, Tamtam, Feuerregen, *cum omni causa*.

Aus diesem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er mich weckte, um den Sonnenaufgang anzusehen. Auf dem Thurm fand ich schon einige Harrende, die sich die frierenden Hände

riehen, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf; endlich stand die stille Gemeinde von gestern Abend wieder ganz versammelt, und schweigend sahen wir, wie am Horizonte die kleine carmoisinrothe Kugel empor stieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung sich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere schwammen, und bloß die Spitzen derselben sichtbar hervortraten, so daß man auf einem kleinen Hügel zu stehen glaubte, mitten auf einer überschwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdscholle hervortritt. Um das Gesehene und Empfundene in Worten fest zu halten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es schon im Osten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere schwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenstiefel,
Lief' ich mit der Hast des Windes
Über jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög' ich leise die Gardinen,
Leise küßt' ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.

Und noch leiser wollt' ich flüstern
In die kleinen Liljenohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren!

Indessen, meine Sehnsucht nach einem Frühstück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten gesagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffee zu trinken. Es that noth; in meinem Magen sah es so nüchtern aus, wie in der Goslar'schen Stephanskirche. Aber mit dem arabischen Trunk rieselte mir auch der warme Orient durch die Glieder, östliche Rosen undufteten mich, süße Bülbül-Lieder erklangen, die Studenten verwandelten sich in Kamele, die Brockenhausmädchen mit ihren Congreve'schen Blicken wurden zu Houris, die Philisternasen wurden Minarets u. s. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unsinn enthielt es freilich genug.

Es war das sogenannte Brockenbuch, worin alle Reisende, die den Berg ersteigen, ihre Namen schreiben, und die Meisten noch einige Gedanken und, in Ermanglung derselben, ihre Gefühle hinzu notieren. Viele drücken sich sogar in Versen aus. In diesem Buche sieht man, welche Greuel entstehen, wenn der große Philistertroß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, sich vorgenommen hat, poetisch zu werden. Der Ballast des Prinzen von Pallagonia enthält keine so große Abgeschmacktheiten wie dieses Buch, wo besonders hervorglänzen die Herren Acciseeinnehmer mit ihren verschimmelten Hochgefühlen, die Comptoirjünglinge mit ihren pathetischen Seelenergüssen, die altdeutschen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzündungssphrasen u. s. w. Herr Johannes Hagel will sich auch mal als Schriftsteller zeigen. Hier wird des Sonnenaufgangs majestätische Pracht beschrieben; dort wird geklagt über schlechtes Wetter, über getäuschte Erwartungen, über den Nebel, der alle Aussicht versperrt. „Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!“ ist ein stehender Witz, der hier von Hunderten nachgerissen wird. Eine Karolina schreibt, daß sie bei der Ersteigung des Berges nasse Füße

bekommen. Ein naives Hännchen hat diese Klage im Sinn, und schreibt lakonisch: Auch ich bin bei der Geschichte nass geworden. Das ganze Buch riecht nach Käse, Bier und Tabak; man glaubt einen Roman von Claren zu lesen.

Während ich nun besagtermaßen Kaffee trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeisterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurme genossen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmassen gekämpft, daß es ausgesehen habe wie eine Geisterschlacht, wo zürnende Riesen ihre langen Schwerter ausstrecken, geharnischte Ritter auf bäumenden Rossen einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abenteuerliche Thierbildungen aus dem wildesten Gewühle hervortauschen, bis endlich Alles in den wahnsinnigsten Verzerrungen zusammen kräuselt, blasser und blasser zerrinnt, und spurlos verschwindet. Diese demagogische Naturerscheinung hatte ich versäumt, und ich kann, wenn es zur Untersuchung kommt, eidlich versichern, daß ich von Nichts weiß, als vom Geschmack des guten braunen Kaffees. Ach, Dieser war sogar Schuld, daß ich meine schöne Dame vergessen, und jetzt stand sie vor der Thür

mit Mutter und Begleiter, im Begriff den Wagen zu besteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu versichern, daß es kalt sei. Sie schien unwillig, daß ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die mißmüthigen Falten ihrer schönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume schenkte, die ich den Tag vorher mit halsbrechender Gefahr von einer steilen Felsenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wissen, gleichsam als ob sie es unschicklich fände, daß ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Brust stecke — denn wirklich, die Blume erhielt diesen beneidenswerthen Platz, was sie sich gewiß gestern auf ihrer einsamen Höhe nicht träumen ließ. Der schweigsame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume, und sagte ganz trocken: Sie gehört zur achten Klasse.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich sehe, daß man auch Gottes liebe Blumen, eben so wie uns, in Kasten getheilt hat, und nach ähnlichen Außerslichkeiten, nämlich nach Staubfäden-Verschiedenheit. Soll doch mal eine Eintheilung statt finden, so folge man dem Vorschlage Theophrast's, der die Blumen mehr nach dem Geiste, nämlich nach ihrem Geruch, eintheilen wollte. Was mich betrifft, so

habe ich in der Naturwissenschaft mein eigenes System, und demnach theile ich Alles ein: in Dasjenige, was man essen kann, und in Dasjenige, was man nicht essen kann.

Sedoch der ältern Dame war die geheimnisvolle Natur der Blumen Nichts weniger als verschlossen, und unwillkürlich äußerte sie, daß sie von den Blumen, wenn sie noch im Garten oder im Topfe wachsen, recht erfreut werde, daß hingegen ein leises Schmerzgefühl traumhaft beängstigend ihre Brust durchzittere, wenn sie eine abgebrochene Blume sehe — da eine solche doch eigentlich eine Leiche sei, und so eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welches Köpfchen recht traurig herabhängen lasse, wie ein todtes Kind. Die Dame war fast erschrocken über den trüben Widerschein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denselben mit einigen Voltaire'schen Versen zu verschweigen. Wie doch ein paar französische Worte uns gleich in die gehörige Konvenienzstimmung zurück versetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküßt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten, und der Wagen holperte langsam und beschwerlich den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anstalt zum Abreisen, die Kränze wurden geschnürt, die Rech-

nungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt; die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Gesichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich ist, die Brockensträußchen, halfen solche auf die Mützen befestigen, wurden dafür mit einigen Küssen oder Groschen honoriert, und so stiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einschlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem Wegweiser, durch die sogenannten Schneelöcher hinab zogen nach Ilfenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Halle'sche Studenten marschieren schneller als die österreichische Landwehr. Ehe ich mich Dessen versah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerstreuten Steingruppen schon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher gesehen. Die Sonne goß schon ihre festlichen Strahlen herab und beleuchtete die humoristisch buntgekleideten Burschen, die so munter durch das Dickicht drangen, hier verschwanden, dort wieder zum Vorschein kamen, bei Sumpfstellen über die quergelegten Baumstämme liefen, bei abschüssigen Tiefen an den rankenden Wurzeln

kletterten, in den ergößlichsten Tonarten empor johlten, und eben so lustige Antwort zurück erhielten von den zwitschernden Waldbögeln, von den rauschenden Tannen, von den unsichtbar plätschern- den Quellen und von dem schallenden Echo. Wenn frohe Jugend und schöne Natur zusammen kommen, so freuen sie sich wechselseitig.

Je tiefer wir hinabstiegen, desto lieblicher rauschte das unterirdische Gewässer, nur hier und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor, und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen. Nun zeigt sich die gewöhnliche Erscheinung: ein Rühner macht den Anfang, und der große Tross der Jagenden wird plötzlich, zu seinem eigenen Erstaunen, von Muth ergriffen, und eilt, sich mit jenem Ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpfen jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen, und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen und in wunderlichen Windungen das Bergthal hinabrauscht. Das ist nun die Ilse, die liebliche, süße Ilse. Sie zieht sich durch das gesegnete Ilsethal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmählig höher erheben,

und diese sind bis zu ihrem Fuße meistens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgesträuche bewachsen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wächst vorherrschend auf dem „Unterharze,“ wie man die Ostseite des Brockens nennt, im Gegensatz zur Westseite desselben, die der „Oberharz“ heißt, und wirklich viel höher ist, also auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivetät und Anmuth die Ilse sich hinunter stürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild empor zischt oder schäumend überläuft, dort aus allerlei Steinspalten, wie aus vollen Gießkan-
nen, in reinen Bögen sich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage ist wahr, die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen stehen dabei gleich ernstern Vätern, die verstohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich tantenhaft vergnügt, und

doch zugleich ängstlich über die gewagten Sprünge;
der stolze Eichbaum schaut drein wie ein verdrieß-
licher Oheim, der das schöne Wetter bezahlen soll;
die Vögelein in den Lüften jubeln ihren Beifall,
die Blumen am Ufer flüstern zärtlich: O, nimm
uns mit, nimm uns mit, lieb' Schwesterchen! —
aber das lustige Mädchen springt unaufhaltsam
weiter, und plötzlich ergreift sie den träumenden
Dichter, und es strömt auf mich herab ein Blu-
menregen von klingenden Strahlen und strahlenden
Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter
Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötensüße
Stimme:

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Isenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen felig sein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du sollst deine Schmerzen vergessen
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst du liegen und träumen
Von alter Märchenlust.

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze hebt.

Und hebt mein Herz dort unten,
So klingt mein krystallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentrosß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisenspor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken
Und fiedeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemüthswelt zusammenrunt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgesang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verschlingen. Die Frauen kennen am besten dieses Gefühl, und darum mag auch ein so holdselig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn wir mit Schulstolz unsere logischen Thaten rühmen, wie wir Alles so hübsch eingetheilt in objectiv und subjectiv, wie wir unsere Köpfe apothekenartig mit tausend Schubladen versehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verstand, in der dritten Witz, in der vierten schlechter Witz, und in der fünften gar Nichts, nämlich die Idee, enthalten ist.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich fast nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Isethales verlassen und wieder bergauf stiegen. Dies ging sehr steil und mühsam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unser seliger Vetter, der

zu Mölln begraben liegt, dachten wir im Voraus ans Bergabsteigen, und waren um so vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilfenstein.

Das ist ein ungeheurer Granitfelsen, der sich lang und feck aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umschließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordseite, ist frei, und hier schaut man über das unten liegende Ilfenburg und die Ilse weit hinab ins niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felsens steht ein großes, eisernes Kreuz, und zur Noth ist da noch Platz für vier Menschenfüße.

Wie nun die Natur durch Stellung und Form den Ilfenstein mit phantastischen Reizen geschmückt, so hat auch die Sage ihren Rosenschein darüber ausgegossen. Gottschalk berichtet: „Man erzählt, hier habe ein verwünschtes Schloß gestanden, in welchem die reiche schöne Prinzessin Ilse gewohnt, die sich noch jetzt jeden Morgen in der Ilse bade; und wer so glücklich ist, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felsen, wo ihr Schloß sei, geführt und königlich belohnt.“ Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilse und des Ritters von Westenberg eine hübsche Geschichte, die einer unserer bekanntesten Dichter romantisch

in der „Abendzeitung“ besungen hat. Andere wieder erzählen anders: Es soll der altsächsische Kaiser Heinrich gewesen sein, der mit Ilse, der schönen Wasserfee, in ihrer verzauberten Felsenburg die kaiserlichsten Stunden genossen. Ein neuerer Schriftsteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Harzreisebuch geschrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und Dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indess: „Was man von der schönen Prinzessin Ilse erzählt, gehört dem Fabelreiche an.“ So sprechen alle diese Leute, denen eine solche Prinzessin niemals erschienen ist, wir aber, die wir von schönen Damen besonders begünstigt werden, wissen Das besser. Auch Kaiser Heinrich wußte es. Nicht umsonst hingen die altsächsischen Kaiser so sehr an ihrem heimischen Harze. Man blättere nur in der hübschen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren in wunderlich treuherzigen Holzschnitten abkonterfeit sind, wohlgeharnischt, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtross, die heilige Kaiserkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwert in festen Händen; und auf den lieben, knebelbärtigen Gesichtern kann man deutlich lesen, wie oft sie sich nach den süßen Herzen ihrer Harzprinzess-

sinnen und dem traulichen Kauschen der Harzwälder zurück sehnten, wenn sie in der Fremde weilten, wohl gar in dem citronen- und giftreichen Welschland, wohin sie und ihre Nachfolger so oft verlockt wurden von dem Wunsche, römische Kaiser zu heißen, einer echtdeutschen Titelsucht, woran Kaiser und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Isensteinsteins steht, weder an Kaiser und Reich, noch an die schöne Ilse, sondern bloß an seine Füße zu denken. Denn als ich dort stand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdische Musik des Zauberschlosses, und ich sah, wie sich die Berge ringsum auf die Köpfe stellten, und die rothen Ziegeldächer zu Isenburg anfangen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herum flogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich sicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ich mich nicht in meiner Seelennoth ans eiserne Kreuz festgeklammert hätte. Daß ich, in so mißlicher Stellung, dieses Letztere gethan habe, wird mir gewiß Niemand verdenken.

Die „Harzreise“ ist und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die so hübsch hineingesponnen sind, um sich im Ganzen harmonisch zu verschlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unbittlichen Parze, abgeschnitten. Vielleicht verweben sie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt karglich verschwiegen ist, wird alsdann vollauf gesagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man Etwas ausgesprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausspricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn sie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch solche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schrofne ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieses würde vielleicht schon bei den ersten Blättern der Harzreise der Fall sein, und sie könnten wohl einen minder sauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth,

den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, ob-
schon er noch größer ist, als ich ihn ausgesprochen,
doch lange nicht so groß ist wie die Verehrung,
die ich für einige Individuen dort empfinde. Und
warum sollte ich es verschweigen, ich meine hier
ganz besonders jenen viel theueren Mann, der
schon in frühern Zeiten sich so freundlich meiner
annahm, mir schon damals eine innige Liebe für
das Studium der Geschichte einflößte, mich später-
hin in dem Eifer für dasselbe bestärkte, und da-
durch meinen Geist auf ruhigere Bahnen führte,
meinem Lebensmuth heilsamere Richtungen anwies,
und mir überhaupt jene historischen Tröstungen
bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erschei-
nungen des Tages nimmermehr ertragen würde.
Ich spreche von Georg Sartorius, dem großen
Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein
klarere Stern ist in unserer dunkeln Zeit, und des-
sen gastliches Herz offen steht für alle fremde Lei-
den und Freuden, für die Besorgnisse des Bett-
lers und des Königs, und für die letzten Seufzer
untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzu-
deuten, daß der Oberharz, jener Theil des Harzes,
den ich bis zum Anfang des Issethals beschrieben
habe, bei Weitem keinen so erfreulichen Anblick

wie der romantisch malerische Unterharz gewährt, und in seiner wildschroffen, tannendüstern Schönheit gar sehr mit demselben kontrastiert; sowie ebenfalls die drei, von der Ilse, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander kontrastieren, wenn man den Charakter jedes Thales zu personifizieren weiß. Es sind drei Frauengestalten, wovon man nicht so leicht zu unterscheiden vermag, welche die Schönste sei.

Von der lieben, süßen Ilse, und wie süß und lieblich sie mich empfangen, habe ich schon gesagt und gesungen. Die düstere Schöne, die Bode, empfing mich nicht so gnädig, und als ich sie im schmiededunkeln Rübeland zuerst erblickte, schien sie gar mürrisch und verhüllte sich in einen silbergrauen Regenschleier: aber mit rascher Liebe warf sie ihn ab, als ich auf die Höhe der Rosstrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in sonnigster Pracht, aus allen Zügen hauchte eine kolossale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felsenbrust drang es hervor wie Sehnsuchtsseufzer und schmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher zeigte sich mir die schöne Selke, die schöne, lebenswürdige Dame, deren edle Einfachheit und heitere Ruhe alle sentimentale Familiarität

entfernt hält, die aber doch durch ein halbverstecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und Diesem möchte ich es wohl zuschreiben, daß mich im Seltenthal gar mancherlei kleines Ungemach heimsuchte, daß ich, indem ich über das Wasser springen wollte, just in die Mitte hineinplumpste, daß nachher, als ich das nasse Fußzeug mit Pantoffeln vertauscht hatte, einer derselben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windstoß die Mütze entführte, daß mir Walddornen die Beine zerfetzten, und leider so weiter. Doch all dieses Ungemach verzeihe ich gern der schönen Dame, denn sie ist schön. Und jetzt steht sie vor meiner Einbildung mit all ihrem stillen Liebreiz, und scheint zu sagen: Wenn ich auch lache, so meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, besingen Sie mich! Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge spricht: Du gleichst mir im Stolze und im Schmerze, und ich will, daß Du mich liebst. Auch die schöne Nixe kommt herangesprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Gestalt und Bewegung; sie gleicht ganz dem holden Wesen, das meine Träume beseligt, und ganz, wie Sie, schaut sie mich an, mit unwiderstehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich so innig, so ewig, so durchsichtig wahr. — Nun,

ich bin Paris, die drei Göttinnen stehen vor mir, und den Apfel gebe ich der schönen Ilse.

Es ist heute der erste Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt sich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenschäum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet sich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fensterscheiben der Häuser, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Nestchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern sich, daß die Luft so angreifend, und ihnen selbst so wunderbar zu Muth ist, die bunten Bierlanderinnen bringen Veilchensträußer, die Waisenfinder mit ihren blauen Säckchen und ihren lieben, unehelichen Gesichtchen ziehen über den Jungfernstieg und freuen sich, als sollten sie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke schaut so vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, sogar den schwarzen, noch ungehenkten Makler, der dort mit seinem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht einherläuft, bescheint die Sonne mit ihren tolerantesten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es ist der erste Mai, und ich denke deiner du schöne Ilse — oder soll ich dich „Agnes“ nennen, weil mir dieser Name am besten gefällt? —

ich denke deiner, und ich möchte wieder zusehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufst. Am liebsten aber möchte ich unten im Thale stehen und dich auffangen in meine Arme. — Es ist ein schöner Tag! Überall sehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Überall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieses Herz ist auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es ist kein bescheidenes Veilchen, keine lachende Rose, keine reine Lilie, oder sonstiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchen Sinn erfreut, und sich hübsch vor den hübschen Busen stecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieses Herz gleicht mehr jener schweren, abenteuerlichen Blume aus den Wäldern Brasiliens, die der Sage nach alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine solche Blume gesehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß wie von einer Pistole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre „Aloe“ gewesen, die mit solchem Knalle plötzlich aufgeblüht sei. Sie führten mich in ihren Garten, und da sah ich zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs mit den nährriß breiten, scharfgezackten Blättern, woran man

sich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geschossen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichste Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mal so hoch hinauf sehen, und der alte, schmunzelnde Christian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf wie die Katzen, und schauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Sa, Agnes, oft und leicht kommt dieses Herz nicht zum Blühen; so viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und Das mag schon lange her sein, gewiß schon hundert Jahr. Ich glaube, so herrlich auch damals seine Blüthe sich entfaltete, so mußte sie doch aus Mangel an Sonnenschein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn sie nicht gar von einem dunkeln Wintersturme gewaltsam zerstört worden. Jetzt aber regt und drängt es sich wieder in meiner Brust, und hörst du plötzlich den Schuß — Mädchen, erschrick nicht! ich hab' mich nicht todt geschossen, sondern meine Liebe sprengt ihre Knospe, und schießt empor in strahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigster Sangesfülle.

Ist dir aber diese hohe Liebe zu hoch, Mädchen, so mach' es dir bequem, und besteige die hölzerne Treppe, und schaue von dieser hinab in mein blühendes Herz.

Es ist noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet schon so stark, daß es mir betäubend zu Kopfe steigt, und ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich selbst wieder zerrinnen möchte in süße Atome, in die unerschaffene Gottheit; — wie soll Das erst gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erscheinen, „die unglücksel'gen Sterne, die dir sagen können — —“

Es ist der erste Mai, der lumpigste Ladenschwengel hat heute das Recht, sentimental zu werden, und dem Dichter wolltest du es verwehren?

Norderney.

(1826.)

Wotto: Barnhagen von Ense's Biographische Denkmale. 1. Th. S. 1 und 2.

(Geschrieben auf der Insel Rorderney.)

— — — Die Eingeborenen sind meistens blutarm und leben vom Fischfang, der erst im nächsten Monat, im Oktober, bei stürmischem Wetter seinen Anfang nimmt. Viele dieser Insulaner dienen auch als Matrosen auf fremden Rauffahrteischiffen und bleiben jahrelang von Hause entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von sich zukommen zu lassen. Nicht selten finden sie den Tod auf dem Wasser. Ich habe einige arme Weiber auf der Insel gefunden, deren ganze männliche Familie solcherweise umgekommen, was sich leicht ereignet, da der Vater mit seinen Söhnen gewöhnlich auf demselben Schiffe zur See fährt.

Das Seefahren hat für diese Menschen einen großen Reiz; und dennoch, glaube ich, daheim ist ihnen Allen am wohlsten zu Muth. Sind sie auch auf ihren Schiffen sogar nach jenen südlichen

Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantischer leuchtet, so können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens stopfen, und mitten in der dultigen Heimat des Frühlings sehnen sie sich wieder zurück nach ihrer Sandinsel, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Herde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Sacken, herumkauern, und einen Thee trinken, der sich von gekochtem Seewasser nur durch den Namen unterscheidet, und eine Sprache schwazzen, wovon kaum begreiflich scheint, wie es ihnen selber möglich ist, sie zu verstehen.

Was diese Menschen so fest und genügsam zusammenhält, ist nicht so sehr das innig mystische Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinschaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geisteshöhe oder, besser gesagt, Geistesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfnisse und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Gefinnungen, daher leichtes Verständnis unter einander; und sie sitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zusammen, wenn es kalt wird, an den Augen sehen sie sich ab, was sie denken, die Worte lesen sie sich von den Lippen, ehe sie gesprochen worden, alle gemeinsamen Lebensbeziehungen sind ihnen im Gedäch-

nisse, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige stumme Bewegung erregen sie unter einander so viel Lachen oder Weinen oder Andacht, wie wir bei unseres Gleichen erst durch lange Expositionen, Expektorationen und Deklamationen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geistig einsam; durch eine besondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte besondere Lektüre hat Jeder von uns eine verschiedene Charakterrichtung empfangen; Jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die Andern, und des Mißverständnisses wird so Viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde.

In jenem Zustande der Gedanken- und Gefühlsgleichheit, wie wir ihn bei unsern Insulanern sehen, lebten oft ganze Völker, und haben oft ganze Zeitalter gelebt. Die römisch-christliche Kirche im Mittelalter hat vielleicht einen solchen Zustand in den Korporationen des ganzen Europa begründen wollen, und nahm deshalb alle Lebensbeziehungen, alle Kräfte und Erscheinungen, den ganzen physischen und moralischen Menschen unter ihre Vormundschaft. Es läßt sich nicht läugnen, daß viel ruhiges Glück dadurch gegründet ward,

und das Leben warm=inniger blühte, und die Künste, wie still hervorgewachsene Blumen, jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt anstauen, und mit all unserm hastigen Wissen nicht nachahmen können. Aber der Geist hat seine ewigen Rechte, er lässt sich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach seinen Kerker und zerriss das eiserne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erstieg die höchsten Gipfel der Berge, jauchzte vor Übermuth, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages, und zählte die Sterne der Nacht. Wir kennen noch nicht die Zahl der Sterne, die Wunder des Tages haben wir noch nicht enträthselt, die alten Zweifel sind mächtig geworden in unserer Seele — ist jetzt mehr Glück darin, als ehemals? Wir wissen, dass diese Frage, wenn sie den großen Haufen betrifft, nicht leicht bejaht werden kann; aber wir wissen auch, dass ein Glück, das wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück ist, und dass wir in den einzelnen zerrissenen Momenten eines gottgleichen Zustandes, einer höheren Geisteswürde, mehr Glück empfinden können, als in den lang hinvegetierten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.

Auf jeden Fall war jene Kirchenherrschaft eine Unterjochung der schlimmsten Art. Wer bürgte uns für die gute Absicht, wie ich sie eben ausgesprochen? Wer kann beweisen, daß sich nicht zuweilen eine schlimme Absicht beimischte? Rom wollte immer herrschen, und als seine Legionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen. Wie eine Riesenspinne saß Rom im Mittelpunkte der lateinischen Welt und überzog sie mit seinem unendlichen Gewebe. Generationen der Völker lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem sie das für einen nahen Himmel hielten, was bloß römisches Gewebe war; nur der höherstrebende Geist, der dieses Gewebe durchschaute, fühlte sich beengt und elend, und wenn er hindurch brechen wollte, erhaschte ihn leicht die schlaue Weberin, und sog ihm das kühne Blut aus dem Herzen; — und war das Traumglück der blöden Menge nicht zu theuer erkauft für solches Blut? Die Tage der Geistesknechtschaft sind vorüber; alterschwach zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Koliseum's, sitzt die alte Kreuzspinne, und spinnt noch immer das alte Gewebe, aber es ist matt und morsch, und es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse, und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

— Es ist doch wirklich belächelnswerth, während ich im Begriff bin, mich so recht wohlwollend über die Absichten der römischen Kirche zu verbreiten, erfasst mich plötzlich der angewöhnte protestantische Eifer, der ihr immer das Schlimmste zumuthet; und eben dieser Meinungszwiespalt in mir selbst giebt mir wieder ein Bild von der Zerrissenheit der Denkweise unserer Zeit. Was wir gestern bewundert, hassen wir heute, und morgen vielleicht verspotten wir es mit Gleichgültigkeit.

Auf einem gewissen Standpunkte ist Alles gleich groß und gleich klein, und an die großen europäischen Zeitverwandlungen werde ich erinnert, indem ich den kleinen Zustand unserer armen Insulaner betrachte. Auch diese stehen an der Grenze einer solchen neuen Zeit, und ihre alte Sinnesinheit und Einfalt wird gestört durch das Gedeihen des hiesigen Seebades, indem sie dessen Gästen täglich Neues ablauschen, was sie nicht mit ihrer altherkömmlichen Lebensweise zu vereinen wissen. Stehen sie des Abends vor den erleuchteten Fenstern des Konversationshauses, und betrachten dort die Verhandlungen der Herren und Damen, die verständlichen Blicke, die begehrlischen Grimassen, das lüsterne Tanzen, das vergnügte Schmausen, das habfüchtige Spielen u. s. w., so bleibt Das

für diese Menschen nicht ohne schlimme Folgen, die von dem Geldgewinn, der ihnen durch die Badeanstalt zufließt, nimmermehr aufgewogen werden. Dieses Geld reicht nicht hin für die eindringenden, neuen Bedürfnisse, daher innere Lebensstörung, schlimmer Anreiz, großer Schmerz. Als ich ein Knabe war, fühlte ich immer eine brennende Sehnsucht, wenn schön gebackene Torten, wovon ich Nichts bekommen sollte, duftig-offen, bei mir vorübergetragen wurden; späterhin stachelte mich dasselbe Gefühl, wenn ich modisch entblößte, schöne Damen vorbeispazieren sah; und ich denke jetzt, die armen Insulaner, die noch in einem Kindheitszustande leben, haben hier oft Gelegenheit zu ähnlichen Empfindungen, und es wäre gut, wenn die Eigenthümer der schönen Torten und Frauen solche etwas mehr verdeckten. Diese vielen unbedeckten Delikateffen, woran jene Leute nur die Augen weiden können, müssen ihren Appetit sehr stark wecken, und wenn die armen Insulanerinnen in ihrer Schwangerschaft allerlei süßgebakene Gelüste bekommen und am Ende sogar Kinder zur Welt bringen, die den Badegästen ähnlich sehen, so ist Das leicht zu erklären. Ich will hier durchaus auf kein unsittliches Verhältniß anspielen. Die Tugend der Insulanerinnen wird durch ihre Häß-

lichkeit, und gar besonders durch ihren Fischgeruch, der mir wenigstens unerträglich war, vor der Hand geschützt. Auch hat man für die Badezeit eine Person vom festen Lande hieher verpflanzt, die alle Sünden der fremden Gäste in sich aufnehmen, und dadurch die Insulanerinnen vor allen schlimmen Einflüssen sichern soll. Allein Das ist eine schlechte Maßregel, die nicht für eine kleine Insel, sondern allenfalls für eine große Seestadt paßt, wo die öffentlichen Personen gleichsam die Bollwerke und Blitzableiter sind, wodurch die Moralität der Bürgerstöchter geschützt wird; wie man mir denn wirklich in Hamburg ein breites Weibsbild gezeigt hat, das solchermaßen den halben Wandrahm deckt, sowie auch eine lange, magere Blitzableiterin, wodurch die große Johannisstraße im Sommer gesichert wird.

Wie gesagt, die Tugend der Insulanerinnen ist vor der Hand geschützt, und wenn ihre Kinder mit badegästlichen Gesichtern zur Welt kommen, so würde ich darin vielmehr ein psychologisches Phänomen erkennen und mir solches durch jene materialistisch-mythischen Gesetze erklären, die Goethe in den Wahlverwandtschaften so schön entwickelt.

Wie viele räthselhafte Naturerscheinungen sich durch jene Gesetze erklären lassen, ist erstaunlich.

Als ich voriges Jahr durch Seesturm nach einer andern ostfriesischen Insel verschlagen wurde, sah ich dort in einer Schifferhütte einen schlechten Kupferstich hängen, la tentation du vieillard überscriben, und einen Greis darstellend, der in seinen Studien gestört wird durch die Erscheinung eines Weibes, das bis an die nackten Hüften aus einer Wolke hervortaucht; und sonderbar! die Tochter des Schiffers hatte dasselbe lüsterne Mopsgezicht, wie das Weib auf jenem Bilde. Um ein anderes Beispiel zu erwähnen: im Hause eines Geldwechslers, dessen geschäftsführende Frau das Gepräge der Münzen immer am sorgfältigsten betrachtet, fand ich, daß die Kinder in ihren Gesichtern eine erstaunliche Ähnlichkeit hatten mit den größten Monarchen Europa's, und wenn sie alle beisammen waren und mit einander stritten, glaubte ich einen kleinen Kongress zu sehen.

Deshalb ist das Gepräge der Münzen kein gleichgültiger Gegenstand für den Politiker. Da die Leute das Geld so innig lieben, und gewiß liebevoll betrachten, so bekommen die Kinder sehr oft die Züge des Landesfürsten, der darauf geprägt ist, und der arme Fürst kommt in den Verdacht, der Vater seiner Unterthanen zu sein. Die Bourbonen haben ihre guten Gründe, die Napoleonsd'or

einzuschmelzen; sie wollen nicht mehr unter ihren Franzosen so viele Napoleonsköpfe sehen. Preußen hat es in der Münzpolitik am weitesten gebracht, man weiß es dort durch eine verständige Beimischung von Kupfer so einzurichten, daß die Wangen des Königs auf der neuen Scheidemünze gleich roth werden, und seit einiger Zeit haben daher die Kinder in Preußen ein weit gesünderes Ansehen als früherhin, und es ist ordentlich eine Freude, wenn man ihre blühenden Silbergroschengesichtchen betrachtet.

Ich habe, indem ich das Sittenverderbnis andeutete, womit die Insulaner hier bedroht sind, ihre geistliche Schutzwehr, Pastor und Kirche, unerwähnt gelassen. Ersterer ist ein starker Mann mit einem großen Kopfe, scheint weder den Rationalismus noch den Mysticismus erfunden zu haben, und sein größtes Verdienst ist, daß bei ihm eine der schönsten Frauen dieser Welt logiert hat. Wie seine Kirche aussieht, kann ich nicht genau berichten, da ich noch nicht darin gewesen. Gott weiß, daß ich ein guter Christ bin, und oft sogar im Begriff stehe, sein Haus zu besuchen, aber ich werde immer fatalerweise daran verhindert, es findet sich gewöhnlich ein Schwärzer, der mich auf dem Wege festhält, und gelange ich auch einmal bis an

die Pforten des Tempels, so erfasst mich unversehens eine spaßhafte Stimmung, und dann halte ich es für sündhaft, hineinzutreten. Vorigen Sonntag begegnete mir Etwas der Art, indem mir vor der Kirchenthür die Stelle aus Goethe's Faust in den Kopf kam, wo Dieser mit dem Mephistopheles bei einem Kreuze vorübergeht und ihn fragt:

Mephisto, hast Du Eil?

Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?

und worauf Mephistopheles antwortet:

Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil;

Allein es ist mir mal zuwider.

Diese Verse sind, so viel ich weiß, in keiner Ausgabe des Faust gedruckt, und bloß der selige Hofrath Moriz, der sie aus Goethe's Manuscript kannte, theilt sie mit in seinem „Philipp Reiser,“ einem schon verschollenen Romane, der die Geschichte des Verfassers enthält, oder vielmehr die Geschichte einiger hundert Thaler, die der Verfasser nicht hatte, und wodurch sein ganzes Leben eine Reihe von Entbehrungen und Entfagungen wurde, während doch seine Wünsche Nichts weniger als unbescheiden waren, wie z. B. sein Wunsch, nach Weimar zu gehen, und bei dem Dichter des Werther Bedienter zu werden, unter welchen Bedingungen es auch sei, um nur in der Nähe Des-

jenigen zu leben, der von allen Menschen auf Erden den stärksten Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte.

Wunderbar! damals schon erregte Goethe eine solche Begeisterung, und doch ist erst „unser drittes nachwachsendes Geschlecht“ im Stande, seine wahre Größe zu begreifen.

Aber dieses Geschlecht hat auch Menschen hervorgebracht, in deren Herz nur faules Wasser sintert, und die daher in den Herzen Anderer alle Springquellen eines frischen Blutes verstopfen möchten, Menschen von erloschener Gemüthsfähigkeit, die das Leben verleumdten, und Andern alle Herrlichkeit dieser Welt verleiden wollen, indem sie solche als die Lockspeisen schildern, die der Böse bloß zu unserer Versuchung hingestellt habe, gleichwie eine pfiffige Hausfrau die Zuckerdose mit den gezählten Stückchen Zucker in ihrer Abwesenheit offen stehen läßt, um die Enthalttsamkeit der Magd zu prüfen; und diese Menschen haben einen Tugendpöbel um sich versammelt, und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden und gegen seine nackten Göttergestalten, die sie gern durch ihre ver mummtten dummen Teufel ersetzen möchten.

Das Vermummen ist so recht ihr höchstes Ziel, das Nacktgöttliche ist ihnen fatal, und ein

Satyr hat immer seine guten Gründe, wenn er Hosen anzieht und darauf dringt, daß auch Apollo Hosen anziehe. Die Leute nennen ihn dann einen sittlichen Mann, und wissen nicht, daß in dem Claren-Lächeln eines vermunnten Satyrs mehr Anstößiges liegt, als in der ganzen Nacktheit eines Wolfgang Apollo, und daß just in den Zeiten, wo die Menschheit jene Pluderhosen trug, wozu sechzig Ellen Zeug nöthig waren, die Sitten nicht anständiger gewesen sind als jetzt.

Aber werden es mir nicht die Damen übel nehmen, daß ich Hosen, statt Beinkleider, sage? O, über das Feingefühl der Damen! Am Ende werden nur Eunuchen für sie schreiben dürfen, und ihre Geistesdiener im Occident werden so harmlos sein müssen, wie ihre Leibdiener im Orient.

Hier kommt mir ins Gedächtnis eine Stelle aus Berthold's Tagebuch:

„Wenn wir es recht überdenken, so stecken wir doch alle nackt in unseren Kleidern, sagte der Doktor M. zu einer Dame, die ihm eine etwas derbe Äußerung übel genommen hatte.“

Der hannövrische Adel ist mit Goethe sehr unzufrieden und behauptet, er verbreite Irreligiosität, und diese könne leicht auch falsche politische Ansichten hervorbringen, und das Volk müsse doch

durch den alten Glauben zur alten Bescheidenheit und Mäßigung zurückgeführt werden. Auch hörte ich in der letzten Zeit viel diskutieren, ob Goethe größer sei als Schiller, oder umgekehrt. Ich stand neulich hinter dem Stuhle einer Dame, der man schon von hinten ihre vier und sechzig Ahnen ansehen konnte, und hörte über jenes Thema einen eifrigen Diskurs zwischen ihr und zwei hannövr'schen Nobilis, deren Ahnen schon auf dem Zodiacus von Dendera abgebildet sind, und wovon der Eine, ein langmagerer, quecksilbergesüllter Jüngling, der wie ein Barometer aus sah, die Schiller'sche Tugend und Reinheit pries, während der Andere, ebenfalls ein langaufgeschossener Jüngling, einige Verse aus der „Würde der Frauen“ hinstipelte und dabei so süß lächelte, wie ein Esel, der den Kopf in ein Sirupfass gesteckt hatte und sich wohlgefällig die Schnauze ableckt. Beide Jünglinge verstärkten ihre Behauptungen beständig mit dem bethenernden Refrain: „Er ist doch größer, Er ist wirklich größer, wahrhaftig, Er ist größer, ich versichere Sie auf Ehre, Er ist größer.“ Die Dame war so gütig, auch mich in dieses ästhetische Gespräch zu ziehen, und fragte: „Doktor, was halten Sie von Goethe?“ Ich aber legte meine Arme krenzweis auf die Brust, beugte gläubig das Haupt,

und sprach: „La illah ill allah, wamohammed rasul allah!“

Die Dame hatte, ohne es selbst zu wissen, die allerschlaueste Frage gethan. Man kann ja einen Mann nicht gradezu fragen: Was denkst du von Himmel und Erde? was sind deine Ansichten über Menschen und Menschenleben? bist du ein vernünftiges Geschöpf oder ein dummer Teufel? Diese delikatsten Fragen liegen aber alle in den unverfänglichen Worten: Was halten Sie von Goethe? Denn, indem uns Allen Goethe's Werke vor Augen liegen, so können wir das Urtheil, das Jemand darüber fällt, mit dem unsrigen schnell vergleichen, wir bekommen dadurch einen festen Maßstab, womit wir gleich alle seine Gedanken und seine Gefühle messen können, und er hat unbewusst sein eigenes Urtheil gesprochen. Wie aber Goethe auf diese Weise, weil er eine gemeinschaftliche Welt ist, die der Betrachtung eines Jeden offen liegt, uns das beste Mittel wird, um die Leute kennen zu lernen, so können wir wiederum Goethe selbst am besten kennen lernen durch sein eigenes Urtheil über Gegenstände, die uns Allen vor Augen liegen, und worüber uns schon die bedeutendsten Menschen ihre Ansicht mitgetheilt haben. In dieser Hinsicht möchte ich am liebsten auf Goethe's italienische Reise hin-

deuten, indem wir alle, entweder durch eigene Betrachtung oder durch fremde Vermittelung, das Land Italien kennen, und dabei so leicht bemerken, wie Jeder dasselbe mit subjektiven Augen ansieht, Dieser mit Archenhölzern unmuthigen Augen, die nur das Schlimme sehen, Jener mit begeisterten Corinnaugen, die überall nur das Herrliche sehen, während Goethe mit seinem klaren Griechenauge Alles sieht, das Dunkle und das Helle, nirgends die Dinge mit seiner Gemüthsstimmung koloriert, und uns Land und Menschen schildert in den wahren Umrissen und wahren Farben, womit sie Gott umkleidet.

Das ist ein Verdienst Goethe's, das erst spätere Zeiten erkennen werden; denn wir, die wir meist alle krank sind, stecken viel zu sehr in unseren kranken, zerrissenen, romantischen Gefühlen, die wir aus allen Ländern und Zeitaltern zusammengelesen, als daß wir unmittelbar sehen könnten, wie gesund, einheitlich und plastisch sich Goethe in seinen Werken zeigt. Er selbst merkt es eben so wenig; in seiner naiven Unbewusstheit des eignen Vermögens wundert er sich, wenn man ihm „ein gegenständliches Denken“ zuschreibt, und indem er durch seine Selbstbiographie uns selbst eine kritische Beihülfe zum Beurtheilen seiner Werke geben

will, liefert er doch keinen Maßstab der Beurtheilung an und für sich, sondern nur neue Fakta, woraus man ihn beurtheilen kann, wie es ja natürlich ist, daß kein Vogel über sich selbst hinauszufliegen vermag.

Spätere Zeiten werden, außer jenem Vermögen des plastischen Anschauens, Fühlens und Denkens, noch Vieles in Goethe entdecken, wovon wir jetzt keine Ahnung haben. Die Werke des Geistes sind ewig feststehend, aber die Kritik ist etwas Wandelbares, sie geht hervor aus den Ansichten der Zeit, hat nur für diese ihre Bedeutung, und wenn sie nicht selbst kunstwerthlicher Art ist, wie z. B. die Schlegel'sche, so geht sie mit ihrer Zeit zu Grabe. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekommt, bekommt auch neue Augen, und sieht gar viel Neues in den alten Geisteswerken. Ein Schubarth sieht jetzt in der Ilias etwas Anderes und Viel mehr, als sämtliche Alexandriner; dagegen werden einst Kritiker kommen, die Viel mehr als Schubarth in Goethe sehen.

So hätte ich mich dennoch an Goethe festgeschwagt! Aber solche Abschweifungen sind sehr natürlich, wenn Einem, wie auf dieser Insel, beständig das Meergeräusch in die Ohren dröhnt und den Geist nach Belieben stimmt.

Es geht ein starker Nordostwind, und die Hexen haben wieder viel Unheil im Sinne. Man hegt hier nämlich wunderliche Sagen von Hexen, die den Sturm zu beschwören wissen; wie es denn überhaupt auf allen nordischen Meeren viel Aberglauben giebt. Die Seeleute behaupten, manche Insel stehe unter der geheimen Herrschaft ganz besonderer Hexen, und dem bösen Willen derselben sei es zuzuschreiben, wenn den vorbeifahrenden Schiffen allerlei Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unseres Schiffes, die Hexen wären besonders mächtig auf der Insel Wight, und suchten jedes Schiff, das bei Tage dort vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Insel selbst zu treiben. In solchen Fällen höre man diese Hexen so laut durch die Luft fausen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerstehen könne. Als ich nun fragte, wer der Klabotermann sei, antwortete der Erzähler sehr ernsthaft: Das ist der gute, unsichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffern Unglück begegne, der da überall selbst nachsieht, und sowohl für die Ordnung, wie für

die gute Fahrt sorgt. Der wackere Steuermann versicherte mit etwas heimlicherer Stimme, ich könne ihn selber sehr gut im Schiffsraume hören, wo er die Waaren gern noch besser nachstaue, daher das Knarren der Fässer und Kisten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unserer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und Das gelte dann dem Zimmermann, der dadurch gemahnt werde, eine schadhafte Stelle ungesäumt auszubessern; am liebsten aber setze er sich auf das Bramsegel, zum Zeichen, daß guter Wind wehe oder sich nahe. Auf meine Frage, ob man ihn nicht sehen könne, erhielt ich zur Antwort: nein, man sähe ihn nicht, auch wünsche Keiner ihn zu sehen, da er sich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden sei. Einen solchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht selbst erlebt, aber von Andern wollte er wissen, den Klabotermann höre man alsdann vom Bramsegel herab mit den Geistern sprechen, die ihm unterthan sind; doch wenn der Sturm zu stark und das Scheitern unvermeidlich würde, setze er sich auf das Steuer, zeige sich da zum erstenmal und verschwinde, indem er das Steuer zerbräche. Diejenigen aber, die

ihn in diesem furchtbaren Augenblick sähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen.

Der Schiffskapitän, der dieser Erzählung mit zugehört hatte, lächelte so fein, wie ich seinem rauhen, wind- und wetterdienenden Gesichte nicht zutraut hätte, und nachher versicherte er mir, vor fünfzig oder gar vor hundert Jahren sei auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann so stark gewesen, daß man bei Tische immer auch ein Gedeck für Denselben aufgelegt, und von jeder Speise etwa das Beste auf seinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geschähe Das noch jetzt. —

Ich gehe hier oft am Strande spazieren und gedenke solcher seemännischen Wundersagen. Die anziehendste derselben ist wohl die Geschichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht, und der zuweilen ein Boot aussetzt, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu besorgen weiß, da sie an längst verstorbene Personen adressiert sind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Märchens von dem Fischerknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meernixen belauscht hatte, und nachher mit seiner Geige die ganze Welt durchzog und alle

Menschen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorspielte. Diese Sage erzählte mir einst ein lieber Freund, als wir im Concerte zu Berlin solch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelssohn-Bartholdy, spielen hörten.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Insel. Das Wetter muß aber schön sein, die Wolken müssen sich ungewöhnlich gestalten, und man muß rücklings auf dem Berdecke liegen und in den Himmel sehen und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die wie süße Ahnung in der Seele wiederklingen — „Evelina!“ Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man sich alle Tage wiedersehen könnte. Nur des Nachts hat das Beegnen fremder Schiffe auf dem Meer etwas Unheimliches; man will sich dann einbilden, die besten Freunde, die wir seit Jahren nicht gesehen, führen schweigend vorbei, und man verlöre sie auf immer.

Ich liebe das Meer wie meine Seele.

Oft wird mir sogar zu Muth, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im

Meere verborgene Wasserpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen, so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele, und duften und leuchten und verschwinden wieder — „Evelina!“

Man sagt, unfern dieser Insel, wo jetzt Nichts als Wasser ist, hätten einst die schönsten Dörfer und Städte gestanden, das Meer habe sie plötzlich alle überschwenmt, und bei klarem Wetter sähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der versunkenen Kirchthürme, und mancher habe dort, in der Sonntagsfrühe, sogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geschichte ist wahr; denn das Meer ist meine Seele —

„Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.“

(W. Müller.)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Geiang heiliger Stimmen — „Evelina!“

Geht man am Strande spazieren, so gewähret die vorbeifahrenden Schiffe einen schönen Anblick. Haben sie die blendend weißen Segel aufgespannt, so sehen sie aus wie vorbeiziehende große Schwäne. Gar besonders schön ist dieser Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeisegelnden Schiffe untergeht, und dieses wie von einer riesigen Glorie umstrahlt wird.

Die Jagd am Strande soll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, so weiß ich es nicht sonderlich zu schätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läßt sich oft durch Erziehung den Menschen beibringen, aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen schon seit undenklichen Zeiten Rehböcke geschossen haben, so findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieser legitimen Beschäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten, und soll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Kollegen losdrücken, so empört sich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daß nach abgesteckter Mensur, es mir weit leichter wird, auf einen Jäger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünscht, wo auch Menschen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob, diese Zeiten sind vorüber! Gelüstet es jetzt solche Jäger, wieder

einen Menschen zu jagen, so müssen sie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen sah. Der arme Mensch hatte sich schon in der schwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen, als einige hannöbrische Junker, die dort Humaniora studierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Mensch lief, und er war todtblafs und trug eine rothe Sacke, und dicht hinter ihm im wirbelnden Staube galoppierten die wohlgenährten, edlen Jünglinge auf hohen Rossen, deren Hufe zuweilen den gehezten, feuchenden Menschen trafen, und es war ein Mensch.

Des Versuchs halber, denn ich muß mein Blut besser gewöhnen, ging ich gestern auf die Jagd. Ich schoß nach einigen Möwen, die gar zu sicher umherflatterten, und doch nicht bestimmt wissen konnten, daß ich schlecht schieße. Ich wollte sie nicht treffen und sie nur warnen, sich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen: aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück, eine junge Möwe todt zu schießen. Es ist gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Möwchen geworden, die, noch unbefiedert, im Sandneste der großen Düne liegen, und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahndete

schon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeschick treffen würde; ein Hase war mir über den Weg gelaufen.

Gar besonders wunderbar wird mir zu Muth, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende, unermessliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Krystallkuppel — ich erscheine mir dann selbst sehr ameisenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebete strebte immer höher als die gothischen Pfeiler, und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Ross-trappe haben mir, beim ersten Anblick, die kolossalen Felsen in ihren kühnen Gruppierungen ziemlich imponiert; aber dieser Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überrascht, nicht überwältigt, und jene ungeheuren Steinmassen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erschienen sie mir nur wie geringe Trümmer eines zerشلagenen Riesenpallastes, worin sich meine Seele vielleicht komfortabel befunden hätte.

Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es dennoch nicht verhehlen, das Mißverhältnis zwischen Körper und Seele quält mich einigermaßen, und hier am Meere, in großartiger Naturumgebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempsychose ist oft der Gegenstand meines Nachdenkens. Wer kennt die große Gottesironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper hervorzubringen pflegt? Wer kann wissen, in welchem Schneider jetzt die Seele eines Plato's, und in welchem Schulmeister die Seele eines Cäsar's wohnt. Wer weiß, ob die Seele Gregor's VII. nicht in dem Leibe des Großtürken sitzt, und sich unter tausend hätschelnden Weiberhändchen behaglicher fühlt, als einst in ihrer purpurnen Cölibatskutte. Hingegen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Ali's Zeiten mögen sich jetzt in unseren antihellenischen Kabinettern befinden! Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilands gekreuzigt worden, sitzen vielleicht jetzt in dicken Konsistorialbänchen, und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff. Die Seele Dschingischan's wohnt vielleicht jetzt in einem Recensenten, der täglich, ohne es zu wissen, die Seelen seiner treuesten Baschkiren und Kalmücken in einem kritischen Journale niedersäbelt. Wer weiß! wer weiß! die Seele des

Pythagoras ist vielleicht in einen armen Kandidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, während in seinen Herren Examinatoren die Seelen jener Ochsen wohnen, die einst Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung seines Satzes, den ewigen Göttern geopfert hatte. Die Hindus sind so dumm nicht, wie unsere Missionäre glauben, sie ehren die Thiere wegen der menschlichen Seele, die sie in ihnen vermuthen, und wenn sie Lazarethe für invalide Affen stiften, in der Art unserer Akademien, so kann es wohl möglich sein, daß in jenen Affen die Seelen großer Gelehrten wohnen, da es hingegen bei uns ganz sichtbar ist, daß in einigen großen Gelehrten nur Affenseelen stecken.

Wer doch mit der Allwissenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menschen von oben herabsehen könnte! Wenn ich des Nachts, am Meere wandelnd, den Wellengesang höre, und allerlei Ahnung und Erinnerung in mir erwacht, so ist mir, als habe ich einst solchermaßen von oben herabgesehen und sei vor schwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es ist mir dann auch, als seien meine Augen so teleskopisch scharf gewesen, daß ich die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln gesehen, und durch all den wir-

blendenden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtausends kommen mir dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber sie sind so neblicht, daß ich nicht erkenne, was sie wollen. Nur so Viel weiß ich, daß all unser kluges Wissen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiste eben so klein und nichtig erscheinen muß, wie mir jene Spinne erschien, die ich in der Göttinger Bibliothek so oft betrachtete. Auf den Folianten der Weltgeschichte saß sie emsig webend, und sie blickte so philosophisch sicher auf ihre Umgebung, und hatte ganz den göttingischen Gelahrtheitsdünkel, und schien stolz zu sein auf ihre mathematischen Kenntnisse, auf ihre Kunstleistungen, auf ihr einsames Nachdenken — und doch wußte sie Nichts von all den Wundern, die in dem Buche stehen, worauf sie geboren worden, worauf sie ihr ganzes Leben verbracht hatte, und worauf sie auch sterben wird, wenn der schleichende Dr. L. *) sie nicht verjagt. Und wer ist der schleichende Dr. L.? Seine Seele wohnte vielleicht einst in eben einer solchen Spinne, und jetzt hütet er die Folianten, worauf er einst saß — und wenn

*) „Der alte schleichende Bibliothekar Stiesel“ steht in der französischen Ausgabe der „Reisebilder.“

er sie auch liest, er erfährt doch nicht ihren wahren Inhalt.

Was mag auf dem Boden einst geschehen sein, wo ich jetzt wandle? Ein Konrektor, der hier badete, wollte behaupten, hier sei einst der Dienst der Hertha oder, besser gesagt, Forsete begangen worden, wovon Tacitus so geheimnisvoll spricht. Wenn nur die Berichterstatter, denen Tacitus nach-erzählt, sich nicht geirrt, und eine Badefutsche für den heiligen Wagen der Göttin angesehen haben!

Im Jahre 1819, als ich zu Bonn in einem und demselben Semester vier Kollegien hörte, worin meistens deutsche Antiquitäten aus der blauesten Zeit traktiert wurden, nämlich 1) Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, der fast drei Monat lang die barocksten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte, 2) die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutschen Wäldern jene Tugenden suchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte, 3) germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, dessen historische Ansichten noch am wenigsten vag sind, und 4) deutsche Urgeschichte bei Radloff, der am Ende des Semesters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit des Sesostris — damals möchte wohl die Sage von der alten Hertha mich mehr interessiert

haben, als jetzt. Ich ließ sie durchaus nicht auf Kügen residieren, und versetzte sie vielmehr nach einer ostfriesischen Insel. Ein junger Gelehrter hat gern seine Privathypothese. Aber auf keinen Fall hätte ich damals geglaubt, daß ich einst am Strande der Nordsee wandeln würde, ohne an die alte Göttin mit patriotischer Begeisterung zu denken. Es ist wirklich nicht der Fall, und ich denke hier an ganz andere, jüngere Göttinnen. Absonderlich wenn ich am Strande über die schaurige Stelle wandle, wo noch jüngst die schönsten Frauen gleich Nixen geschwommen. Denn weder Herren noch Damen baden hier unter einem Schirm, sondern spazieren in die freie See. Deshalb sind auch die Badestellen beider Geschlechter von einander geschieden, doch nicht allzuweit, und wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt Viel sehen. Es geht die Sage, ein neuer Aktäon habe auf solche Weise eine badende Diana erblickt, und wunderbar! nicht er, sondern der Gemahl der Schönen habe dadurch Hörner erworben.

Die Badekutschen, die Droschken der Nordsee, werden hier nur bis ans Wasser geschoben, und bestehen meistens aus viereckigen Holzgestellen, mit steifem Leinen überzogen. Setzt, für die Winterzeit, stehen sie im Konversationssaale, und führen dort

gewiß eben so hölzerne und steifleinene Gespräche wie die vornehme Welt, die noch unlängst dort verkehrte.

Wenn ich aber sage: die vornehme Welt, so verstehe ich nicht darunter die guten Bürger Ostfrieslands, ein Volk, das flach und nüchtern ist, wie der Boden, den es bewohnt, das weder singen noch pfeifen kann, aber dennoch ein Talent besitzt, das besser ist als alle Triller und Schnurpfeisereien, ein Talent, das den Menschen adelst, und über jene windige Dienstseelen erhebt, die allein edel zu sein wähnen, ich meine das Talent der Freiheit. Schlägt das Herz für Freiheit, so ist ein solcher Schlag des Herzens eben so gut, wie ein Ritterschlag, und das wissen die freien Friesen, und sie verdienen ihr Volksepitheton; die Häuptlingsperiode abgerechnet, war die Aristokratie in Ostfriesland niemals vorherrschend, nur sehr wenige adlige Familien haben dort gewohnt, und der Einfluß des hannövrishen Adels, durch Verwaltungs- und Militärstand, wie er sich jetzt über das Land hinzieht, betrübt manches freie Friesenherz, und überall zeigt sich die Vorliebe für die ehemalige preußische Regierung.

Was aber die allgemeinen deutschen Klagen über hannövrishen Adelsstolz betrifft, so kann ich

nicht unbedingt einstimmen. Das hannövrische Officierkorps giebt am wenigsten Anlaß zu solchen Klagen. Freilich, wie in Madagaskar nur Adlige das Recht haben, Metzger zu werden, so hatte früherhin der hannövrische Adel ein analoges Vorrecht, da nur Adlige zum Officierrange gelangen konnten. Seitdem sich aber in der deutschen Legion so viele Bürgerliche ausgezeichnet, und zu Officierstellen emporgeschwungen, hat auch jenes üble Gewohnheitsrecht nachgelassen. Ja, das ganze Korps der deutschen Legion hat viel beigetragen zur Milderung alter Vorurtheile, diese Leute sind weit herum in der Welt gewesen, und in der Welt sieht man Viel, besonders in England, und sie haben Viel gelernt, und es ist eine Freude, ihnen zuzuhören, wenn sie von Portugal, Spanien, Sicilien, den ionischen Inseln, Irland und anderen weiten Ländern sprechen, wo sie gefochten und „Viel Menschen Städte gesehen und Sitten gelernet,“ so daß man glaubt, eine Odhyssee zu hören, die leider keinen Homer finden wird. Auch ist unter den Officieren dieses Korps' viel freisinnige, englische Sitte geblieben, die mit dem altherkömmlichen hannövrischen Brauch stärker kontrastiert, als wir es im übrigen Deutschland glauben wollen, da wir gewöhnlich dem Beispiele Englands viel Einwir-

lung auf Hannover zuschreiben. In diesem Lande Hannover sieht man Nichts als Stammbäume, woran Pferde gebunden sind, und vor lauter Bäumen bleibt das Land obskur, und trotz allen Pferden kömmt es nicht weiter. Nein, durch diesen hannövrischen Adelswald drang niemals ein Sonnenstrahl brittischer Freiheit, und kein brittischer Freiheitston konnte jemals vernehmbar werden im wiehernden Lärm hannövrischer Rosse. Was aber ein brittischer Freiheitston ist, habe ich erst kürzlich erfahren, indem ich im wildesten Seewetter ein englisches Schiff vorbeisegeln sah, auf dessen Verdeck mehrere Menschen standen, und Wind und Wellen fast frevelhaft trotzig überbrüllten mit ihrem alten: Rule, Britannia, rule the waves, Britons never shall be slaves!

Die allgemeine Klage über hannövrischen Adelsstolz trifft wohl zumeist die liebe Jugend gewisser Familien, die das Land Hannover regieren oder mittelbar zu regieren glauben. Aber auch die edlen Jünglinge würden bald jene Fehler der Art oder, besser gesagt, jene Unart ablegen, wenn sie ebenfalls etwas in der Welt herumgedrängt würden, oder eine bessere Erziehung genössen. Man schickt sie freilich nach Göttingen, doch da hocken sie beisammen, und sprechen nur von ihren Hunden,

Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geschichte, und wenn sie auch wirklich einmal Vergleichen hören, so sind doch unterdessen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentisches, der ein Wahrzeichen Göttingen's, nur für hochgeborene Studenten bestimmt ist. Wahrlich, durch eine bessere Erziehung des jungen hannövrifchen Adels ließe sich vielen Klagen vorbeugen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derselbe Wahn, als wären sie die Blumen der Welt, während wir Anderen bloß das Gras sind; dieselbe Thorheit, mit dem Verdienste der Ahnen den eigenen Unwerth zu bedecken zu wollen; dieselbe Unwissenheit über das Problematische dieser Verdienste, indem die Wenigsten bedenken, daß die Fürsten selten ihre treuesten und tugendhaftesten Diener, aber sehr oft den Kuppler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingschufte mit adelnder Huld beehrt haben. Die Wenigsten jener Ahnenstolzen können bestimmt angeben, was ihre Ahnen gethan haben, und sie zeigen nur, daß ihr Name in Rixners Turnierbuch erwähnt sei; — ja, können sie auch nachweisen, daß diese Ahnen etwa als Kreuzritter bei der Eroberung Jerusalem's zugegen waren, so sollten sie, ehe sie sich Etwas darauf zu Gute thun, auch beweisen, daß jene Ritter ehrlich mitgefochten haben, daß ihre Eijen-

hosen nicht mit gelber Furcht wattiert worden, und daß unter ihrem rothen Kreuze das Herz eines honetten Mannes gefessen. Gäbe es keine Ilias, sondern bloß ein Namensverzeichnis der Helden, die vor Troja gestanden, und ihre Namen existierten noch jetzt — wie würde sich der Ahnenstolz Derer von Therſites zu blähen wissen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal sprechen; Philosophen und Stallknechte haben darüber gar feltene Gedanken.

Mein Tadel, wie gesagt, treffe zumeist die schlechte Erziehung des hannövrſchen Adels und dessen früh eingepprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger andressierten Formen. O! wie oft habe ich lachen müssen, wenn ich bemerkte, wie Viel man sich auf diese Formen zu Gute that; als sei es so gar überaus schwer zu erlernen, dieses Repräsentieren, dieses Präsentieren, dieses Lächeln ohne Etwas zu sagen, dieses Sagen ohne Etwas zu denken, und all diese adligen Künste, die der gute Bürgermann als Meerwunder angafft, und die doch jeder französische Tanzmeister besser inne hat, als der deutsche Edelmann, dem sie in der bärenleckenden Lutetia mühsam eingeübt worden, und der sie zu Hause wieder mit deutscher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit seinen Descendenten

überliefert. Dies erinnert mich an die Fabel von dem Bären, der auf Märkten tanzte, seinem führenden Lehrer entlief, zu seinen Mitbären in den Wald zurückkehrte, und ihnen vorprahlte, wie das Tanzen eine so schwere Kunst sei, und wie weit er es darin gebracht habe; — und in der That, den Proben, die er von seiner Kunst ablegte, konnten die armen Bestien ihre Bewunderung nicht versagen. Sene Nation, wie sie Werther nennt, bildete die vornehme Welt, die hier dieses Jahr zu Wasser und zu Lande geglänzt hat, und es waren lauter liebe, liebe Leute, und sie haben alle gut gespielt.

Auch fürstliche Personen gab es hier, und ich muß gestehen, daß diese in ihren Ansprüchen bescheidener waren, als die geringere Noblesse. Ob aber diese Bescheidenheit in den Herzen dieser hohen Personen liegt, oder ob sie durch ihre äußere Stellung hervorgebracht wird, Das will ich unentschieden lassen. Ich sage Dieses nur in Beziehung auf deutsche mediatisirte Fürsten. Diesen Leuten ist in der letzten Zeit ein großes Unrecht geschehen, indem man sie einer Souveränität beraubte, wozu sie ein eben so gutes Recht haben, wie die größern Fürsten, wenn man nicht etwa, wie mein Unglaubensgenosse Spinoza, an-

nehmen will, daß Dasjenige, was sich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, auch kein Recht hat zu existieren. Für das vielzersplitterte Deutschland war es aber eine Wohlthat, daß diese Anzahl von Se-
 dezdespötchen ihr Regieren einstellen mußten. Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, wie viele derselben wir armen Deutschen zu ernähren haben. Wenn diese Mediatisirten auch nicht mehr das Scepter führen, so führen sie doch noch immer Löffel, Messer und Gabel, und sie essen keinen Hafer, und auch der Hafer wäre theuer genug. Ich denke, daß wir einmal durch Amerika etwas von dieser Fürstenlast erleichtert werden. Denn früh oder spät werden sich doch die Präsidenten dortiger Freistaaten in Souveräne verwandeln, und dann fehlt es diesen Herren an Gemahlinnen, die schon einen legitimen Anstrich haben, sie sind dann froh, wenn wir ihnen unsere Prinzessinnen überlassen, und wenn sie sechs nehmen, geben wir ihnen die siebente gratis, und auch unsre Prinzchen können sie späterhin bei ihren Töchtern employieren; — daher haben die mediatisirten Fürsten sehr politisch gehandelt, als sie sich wenigstens das Gleichbürtigkeitsrecht erhielten, und ihre Stammbäume eben so hoch schätzten, wie die Araber die Stammbäume ihrer Pferde, und zwar aus derselben Absicht, indem sie wohl wissen,

dass Deutschland von jeher das große Fürstengestützte war, das alle regierenden Nachbarhäuser mit den nöthigen Mutterpferden und Beschälern versehen muß.

In allen Bädern ist es ein altes Gewohnheitsrecht, dass die abgegangenen Gäste von den zurückgebliebenen etwas stark kritisiert werden, und da ich der Letzte bin, der noch hier weilt, so durfte ich wohl jenes Recht in vollem Maße ausüben.

Es ist aber jetzt so öde auf der Insel, dass ich mir vorkomme wie Napoleon auf Sankt Helena. Nur dass ich hier eine Unterhaltung gefunden, die Senem dort fehlte. Es ist nämlich der große Kaiser selbst, womit ich mich hier beschäftige. Ein junger Engländer hat mir das eben erschienene Buch des Maitland mitgetheilt. Dieser Seemann berichtet die Art und Weise, wie Napoleon sich ihm ergab und auf dem Bellerophon sich betrug, bis er auf Befehl des englischen Ministeriums an Bord des Northumberland gebracht wurde. Aus diesem Buche ergiebt sich sonnenklar, dass der Kaiser im romantischen Vertrauen auf brittische Großmuth, und um der Welt endlich Ruhe zu schaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gast, denn als Gefangener. Das war ein Fehler, den gewiss kein Anderer, und am allerwenigsten ein Wellington, begangen hätte. Die

Geschichte aber wird sagen, dieser Fehler ist so schön, so erhaben, so herrlich, daß dazu mehr Seelengröße gehörte, als wir Anderen zu allen unseren Großthaten erschwingen können.

Die Ursache, weshalb Capt. Maitland jetzt sein Buch herausgiebt, scheint keine andere zu sein, als das moralische Reinigungsbedürfnis, das jeder ehrliche Mann fühlt, den ein böses Geschick in eine zweideutige Handlung verflochten hat. Das Buch selbst ist aber ein unschätzbare Gewinn für die Gefangenschaftsgeschichte Napoleon's, die den letzten Akt seines Lebens bildet, alle Räthsel der früheren Akte wunderbar löst, und, wie es eine ächte Tragödie thun soll, die Gemüther erschüttert, reinigt und versöhnt. Der Charakterunterschied der vier Hauptschriftsteller, die uns von dieser Gefangenschaft berichten, besonders wie er sich in Stil und Anschauungsweise bekundet, zeigt sich erst recht durch ihre Zusammenstellung.

Maitland, der sturmkalte, englische Seemann, verzeichnet die Begebenheiten vorurtheilslos und bestimmt, als wären es Naturerscheinungen, die er in sein Logbook einträgt; Das Cases, ein enthusiastischer Kammerherr, liegt in jeder Zeile, die er schreibt, zu den Füßen des Kaisers, nicht wie ein russischer Sklave, sondern wie ein freier Franzose,

dem die Bewunderung einer unerhörten Heldengröße und Ruhmeswürde unwillkürlich die Kniee beugt; O'Meara, der Arzt, obgleich in Irland geboren, dennoch ganz Engländer, als Solcher ein ehemaliger Feind des Kaisers, aber jetzt anerkennend die Majestätsrechte des Unglücks, schreibt freimüthig, schmucklos, thatbeständlich, fast im Rapidarstil; hingegen kein Stil, sondern ein Stilett ist die spitzige, zustoßende Schreibart des französischen Arztes Autommarchi, eines Italieners, der ganz besonnen-trunken ist von dem Ingrimme und der Poesie seines Landes.

Beide Völker, Britten und Franzosen, lieferten von jeder Seite zwei Männer, gewöhnlichen Geistes, und unbestochen von der herrschenden Macht, und diese Jury hat den Kaiser gerichtet, und verurtheilet: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert.

Es sind schon viele große Männer über diese Erde geschritten, hier und da sehen wir die leuchtenden Spuren ihrer Fußstapfen, und in heiligen Stunden treten sie wie Nebelgebilde vor unsre Seele; aber ein ebenfalls großer Mann sieht seine Vorgänger weit deutlicher; aus einzelnen Funken ihrer irdischen Lichtspur erkennt er ihr geheimstes Thun, aus einem einzigen hinterlassenen Worte erkennt er alle Falten ihres Herzens; und solcher-

maßen, in einer mystischen Gemeinschaft, leben die großen Männer aller Zeiten, über die Jahrtausende hinweg nicken sie einander zu, und sehen sich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen sich auf den Gräbern untergegangener Geschlechter, die sich zwischen sie gedrängt hatten, und sie verstehen sich und haben sich lieb. Wir Kleinen aber, die wir nicht so intimen Umgang pflegen können mit den Großen der Vergangenheit, wovon wir nur selten die Spur und Nebelformen sehen, für uns ist es vom höchsten Werthe, wenn wir über einen solchen Großen so Viel erfahren, daß es uns leicht wird, ihn ganz lebensklar in unsere Seele aufzunehmen, und dadurch unsere Seele zu erweitern. Ein Solcher ist Napoleon Bonaparte. Wir wissen von ihm, von seinem Leben und Streben, mehr als von den andern Großen dieser Erde, und täglich erfahren wir davon noch mehr und mehr. Wir sehen, wie das verschüttete Götterbild langsam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdschlamm, die man von ihm abnimmt, wächst unser freudiges Erstaunen über das Ebenmaß und die Pracht der edlen Formen, die da hervortreten, und die Geistesblitze der Feinde, die das große Bild zerschmettern wollen, dienen nur dazu, es desto glanzvoller zu beleuchten. Solches geschieht namentlich durch die

Außerungen der Frau von Staël, die in all ihrer Herbheit doch nichts Anderes sagt, als daß der Kaiser kein Mensch war wie die Andern, und daß sein Geist mit keinem vorhandenen Maßstab gemessen werden kann.

Ein solcher Geist ist es, worauf Kant hindeutet, wenn er sagt, daß wir uns einen Verstand denken können, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besonderen geht, das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. Ja, was wir durch langsames analytisches Nachdenken und lange Schlussfolgen erkennen, Das hatte jener Geist im selben Momente angeschaut und tief begriffen. Dabei sein Talent, die Zeit, die Gegenwart zu verstehen, ihren Geist zu kajoieren, ihn nie zu beleidigen und immer zu benutzen.

Da aber dieser Geist der Zeit nicht bloß revolutionär ist, sondern durch den Zusammenfluß beider Ansichten, der revolutionären und der kontrerevolutionären, gebildet worden, so handelte Napoleon nie ganz revolutionär und nie ganz kontrerevolutionär, sondern immer im Sinne beider Ansichten, beider Principien, beider Bestrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden, und demnach

handelte er beständig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barsch, immer ruhig milde. Daher intriguierte er nie im Einzelnen, und seine Schläge geschahen immer durch seine Kunst, die Massen zu begreifen und zu lenken. Zur verwickeltesten, langsamsten Intrigue neigen sich kleine, analytische Geister, hingegen synthetische, intuitive Geister wissen auf wunderbar geniale Weise die Mittel, die ihnen die Gegenwart bietet, so zu verbinden, daß sie dieselben zu ihrem Zwecke schnell benutzen können. Erstere scheitern sehr oft, da keine menschliche Klugheit alle Vorfällenheiten des Lebens voraussehen kann, und die Verhältnisse des Lebens nie lange stabil sind; Letzteren hingegen, den intuitiven Menschen, gelingen ihre Vorsätze am leichtesten, da sie nur einer richtigen Berechnung des Vorhandenen bedürfen, und so schnell handeln, daß dieses durch die Bewegung der Lebenswogen keine plötzliche, unvorhergesehene Veränderung erleiden kann.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß Napoleon gerade zu einer Zeit gelebt hat, die ganz besonders viel Sinn hat für Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung. Es werden uns daher durch die Memoiren der Zeitgenossen wenige Notizen über Napoleon vorenthalten werden, und täglich vergrößert sich die Zahl der Geschichtsbücher,

die ihn mehr oder minder im Zusammenhang mit der übrigen Welt schildern wollen. Die Ankündigung eines solchen Buches aus Walter Scott's Feder erregt daher die neugierigste Erwartung.

Alle Verehrer Scott's müssen für ihn zittern; denn ein solches Buch kann leicht der russische Feldzug jenes Ruhmes werden, den er mühsam erworben durch eine Reihe historischer Romane, die mehr durch ihr Thema, als durch ihre poetische Kraft alle Herzen Europa's bewegt haben. Dieses Thema ist aber nicht bloß eine elegische Klage über Schottlands volksthümliche Herrlichkeit, die allmählich verdrängt wurde von fremder Sitte, Herrschaft und Denkweise; sondern es ist der große Schmerz über den Verlust der Nationalbesonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Kultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nationalerinnerungen liegen tiefer in der Menschen Brust, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen. Das ist nicht figürlich gesagt, sondern es ist eine Thatsache; als Bullock vor einigen Jahren ein altheidnisches Steinbild in Mexiko ausgegraben, fand er den andern Tag, daß es nächst-

licher Weile mit Blumen bekränzt worden — und doch hatte Spanien mit Feuer und Schwert den alten Glauben der Mexikaner zerstört, und seit drei Jahrhunderten ihre Gemüther gar stark umgewühlt und gepflügt und mit Christenthum besäet. Solche Blumen aber blühen auch in den Walter Scott'schen Dichtungen, diese Dichtungen selbst wecken die alten Gefühle, und wie einst in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häusern stürzten, wenn das Lied vom Einzug des Maurenkönigs auf den Straßen erklang, dergestalt, daß bei Todesstrafe verboten wurde, es zu singen: so hat der Ton, der in den Scott'schen Dichtungen herrscht, eine ganze Welt schmerzhaft erschüttert. Dieser Ton klingt wieder in den Herzen unseres Adels, der seine Schlösser und Wappen verfallen sieht, er klingt wieder in den Herzen des Bürgers, dem die behaglich enge Weise der Altvordern verdrängt wird durch weite, unerfreuliche Modernität; er klingt wieder in katholischen Domen, woraus der Glaube entflohen, und in rabbinischen Synagogen, woraus sogar die Gläubigen fliehen; er klingt über die ganze Erde, bis in die Bananenwälder Hindostans, wo der seufzende Bramine das Absterben seiner Götter, die Zerstörung ihrer uralten Welt-

ordnung und den ganzen Sieg der Engländer voraussieht.

Dieser Ton, der gewaltigste, den der schottische Barde auf seiner Riesenharfe anzuschlagen weiß, paßt aber nicht zu dem Kaiserliede von dem Napoleon, dem neuen Manne, dem Manne der neuen Zeit, dem Manne, worin diese neue Zeit so leuchtend sich abspiegelt, daß wir dadurch fast geblendet werden, und unterdessen nimmermehr denken an die verschollene Vergangenheit und ihre verbliehene Pracht. Es ist wohl zu vermuthen, daß Scott, seiner Vorneigung gemäß, jenes angedeutete stabile Element im Charakter Napoleon's, die kontrerevolutionäre Seite seines Geistes, vorzugsweise auffassen wird, statt daß andere Schriftsteller bloß das revolutionäre Princip in ihm erkennen. Von dieser letzteren Seite würde ihn Byron geschildert haben, der in seinem ganzen Streben den Gegensatz zu Scott bildete, und statt, gleich Diesem, den Untergang der alten Formen zu beklagen, sich sogar von denen, die noch stehen geblieben sind, verdrießlich beengt fühlt, sie mit revolutionärem Lachen und Zähnefletschen niederreißen möchte, und in diesem Arger die heiligsten Blumen des Lebens mit seinem melodischen Gifte beschädigt, und sich wie ein wahnsinniger Harlekin den Dolch ins Herz

stößt, um mit dem hervorströmenden schwarzen Blute Herren und Damen neckisch zu bespritzen.

Wahrlich, in diesem Augenblicke fühle ich sehr lebhaft, daß ich kein Nachbeter oder, besser gesagt, Nachfrevler Byron's bin, mein Blut ist nicht so spleenisch schwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Galläpfeln meiner Dinte, und wenn Gift in mir ist, so ist es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen so bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lektüre mich am unleidlichsten berührt; wohingegen Scott mir in jedem seiner Werke das Herz erfreut, beruhigt und erkräftigt. Mich erfreut sogar die Nachahmung derselben, wie wir sie bei Willibald Alexis, Bronikowski und Cooper finden, welcher Erstere, im ironischen Walladmor, seinem Vorbilde am nächsten steht, und uns auch in einer späteren Dichtung so viel Gestalten- und Geistesreichthum gezeigt hat, daß er wohl im Stande wäre, mit poetischer Ursprünglichkeit, die sich nur der Scottischen Form bedient, uns die theuersten Momente deutscher Geschichte in einer Reihe historischer Novellen vor die Seele zu führen.

Aber keinem wahren Genius lassen sich bestimmte Bahnen vorzeichnen, diese liegen außerhalb

aller kritischen Berechnung, und so mag es auch als ein harmloses Gedankenspiel betrachtet werden, wenn ich über Walter Scott's Kaisergeschichte mein Vorurtheil aussprach. „Vorurtheil“ ist hier der umfassendste Ausdruck. Nur Eins läßt sich mit Bestimmtheit sagen: das Buch wird gelesen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutschen werden es übersetzen*).

*) Die vorhergehenden Seiten wurden 1826 geschrieben, und im folgenden Jahre im zweiten Band der „Reisebilder“ abgedruckt. 1828 erschien die „Geschichte Napoleon Bonaparte's“ von Walter Scott, und zu meinem großen Schmerze sah ich, daß das Prognostikon, welches ich dem Buche gestellt, in Erfüllung gegangen war; auch machte es ein vollständiges Fiasko, und seit diesem traurigen Ereignis ist der literarische Stern des großen Unbekannten erloschen. Das Übermaß von Arbeit, welches er sich aufgebürdet, um den Ansprüchen seiner Gläubiger gerecht zu werden, hatte die Gesundheit Walter Scott's untergraben; nichts desto weniger mühte er sich, noch einige langweilige, fast alberne Romane zu schreiben, und bald darauf starb er. Zu der Zeit, als sein Buch über Napoleon, diese zwölfbändige Blasphemie, erschien, befand ich mich in München, wo ich eine Monatschrift, die „Politischen Annalen“, herausgab, und für dies Journal schrieb ich den Aufsatz über das Buch, welchen ich später, 1830, in den vierten Band der „Reisebilder“ (Englische Fragmente, V) aufnahm.

Anmerkung Heine's zur französischen Ausgabe.

Wir haben auch den Segur übersezt. Nicht wahr, es ist ein hübsches episches Gedicht? Wir Deutschen schreiben auch epische Gedichte, aber die Helden derselben existieren bloß in unserem Kopfe. Hingegen die Helden des französischen Epos sind wirkliche Helden, die viel größere Thaten vollbracht, und viel größere Leiden gelitten, als wir in unsern Dachstübchen ersinnen können. Und wir haben doch viel Phantasie, und die Franzosen haben nur wenig. Vielleicht hat deshalb der liebe Gott den Franzosen auf eine andere Art nachgeholfen, und sie brauchen nur treu zu erzählen, was sie in den lezten dreißig Jahren gesehen und gethan, und sie haben eine erlebte Literatur, wie noch kein Volk und keine Zeit sie hervorgebracht. Diese Memoiren von Staatsleuten, Soldaten und edlen Frauen, wie sie in Frankreich täglich erscheinen, bilden einen Sagenkreis, woran die Nachwelt genug zu denken und zu singen hat, und worin als dessen Mittelpunkt das Leben des großen Kaisers wie ein Riesenbaum emporragt. Die Segur'sche Geschichte des Rußlandszuges ist ein Lied, ein französisches Volkslied, das zu diesem Sagenkreise gehört, und in seinem Tone und Stoffe den epischen Dichtungen aller Zeiten gleicht und gleichsteht. Ein Heldengeslecht, das durch den Zauberspruch „Freiheit und

Gleichheit“ aus dem Boden Frankreichs emporgeschoffen, hat wie im Triumphzug, berauscht von Ruhm und geführt von dem Gotte des Ruhmes selbst, die Welt durchzogen, erschreckt und verherrlicht, tanzt endlich den rasselnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, und diese brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zu Grunde durch Kälte und Sklaven.

Solche Beschreibung oder Prophezeiung des Untergangs einer Heldenwelt ist Grundton und Stoff der epischen Dichtungen aller Völker. Auf den Felsen von Ellore und anderer indischer Grottentempel steht solche epische Katastrophe eingegraben mit Riesenhieroglyphen, deren Schlüssel im Mahabarata zu finden ist; der Norden hat in nicht minder steinernen Worten, in seiner Edda, diesen Götteruntergang ausgesprochen; das Lied der Nibelungen besingt dasselbe tragische Verderben, und hat in seinem Schlusse noch ganz besondere Ähnlichkeit mit der Segur'schen Beschreibung des Brandes von Moskau; das Rolandslied von der Schlacht bei Roncisval, dessen Worte verschollen, dessen Sage aber noch nicht erloschen, und noch unlängst von einem der größten Dichter des Vaterlandes, von Zimmermann, heraufbeschworen worden, ist ebenfalls der alte Unglücksgefang; und gar das

Lied von Ilion verherrlicht am schönsten das alte Thema, und ist doch nicht großartiger und schmerzlicher als das französische Volkslied, worin Segur den Untergang seiner Heroenwelt besungen hat. Ja, dieses ist ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend ist der schöne Heros, der früh dahinsinkt, wie wir solches Leid schon sahen in dem Tode Baldur's, Siegfried's, Roland's und Achilles', die ebenso durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundern, wir finden sie wieder im Liede des Segur, wir sehen sie rathschlagen, zanken und kämpfen, wie einst vor dem troischen Thore; ist auch die Sacke des Königs von Neapel etwas allzubuntscheckig modern, so ist doch sein Schlachtmuth und Übermuth eben so groß, wie der des Peliden; ein Hector an Milde und Tapferkeit, steht vor uns Prinz Eugén, der edle Ritter; Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier ist ein Nestor ohne Weisheit, Davoust, Daru, Caulincourt u. s. w., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odysseus, des Diomedes — nur der Kaiser selbst findet nicht seines Gleichen, in seinem Haupte ist der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn in seiner äußern Herrschererscheinung mit dem Agamemnon vergleiche, so geschieht Das, weil ihn, eben so wie den größten Theil seiner herrlichen

Kampfgenossen, ein tragisches Schicksal erwartete, und weil sein Orestes noch lebt.

Wie die Scott'schen Dichtungen hat auch das Segur'sche Epos einen Ton, der unsere Herzen bezwingt. Aber dieser Ton weckt nicht die Liebe zu längst verschollenen Tagen der Vorzeit, sondern es ist ein Ton, dessen Klangfigur uns die Gegenwart giebt, ein Ton, der uns für eben diese Gegenwart begeistert.

Wir Deutschen sind doch wahre Peter Schlemihle! Wir haben auch in der letzten Zeit Viel gesehen, Viel ertragen, z. B. Einquartierung und Adelsstolz; und wir haben unser edelstes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jetzt jährlich eine anständige Summe für abgeschossene deutsche Arme und Beine ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen so viel Großes gethan, daß, wenn man es zusammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben Viel verloren, z. B. unsern Schlagschatten, den Titel des lieben heiligen römischen Reichs — und dennoch, mit allen Verlüsten, Opfern, Entbehrungen, Malheurs und Großthaten hat unsere Literatur kein einziges solcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie sie bei unseren Nachbarn, gleich ewigen Trophäen, täglich emporsteigen.

Unsere Leipziger Messen haben wenig profitirt durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will sie noch nachträglich in epischer Form besingen; da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100,000 Seelen gehört, die Hildburghausen bekömmt, oder zu den 150,000, die Meinigen bekömmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekömmt, so kann er sein Epos noch nicht anfangen, er müßte denn beginnen: „Singe, unsterbliche Seele, hildburghäufische Seele, — meiningische Seele, oder auch altenburgische Seele — gleichviel, singe, singe der sündigen Deutschen Erlösung!“ Dieser Seelenschacher im Herzen des Vaterlandes und dessen blutende Zerrissenheit läßt keinen stolzen Sinn, und noch viel weniger ein stolzes Wort aufkommen, unsere schönsten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmutig einhüllen in den Purpurmantel des deutschen Heldenblutes, kömmt ein politischer Schalk und setzt uns die Schellenkappe aufs Haupt.

Eben die Literaturen unsererer Nachbarn jenseits des Rheins und des Kanals muß man mit unserer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungslose unseres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle lese, und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationa-

lität erblicke, mit seinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betäubten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, und suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts als literarische Fraubasereien und Theatergeflätsche.

Und doch ist es nicht anders zu erwarten. Ist in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung, und dazu dienen ihm in Deutschland seine Schriftsteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Messe. Statt Boxen haben wir Mystiker und Rationalisten, die sich in ihren Pamphlets herumwalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Andern Hören und Sehen vergeht und der Glaube bei ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen, während die Philister freudig ausrufen: Sieh, Das ist ein Haupthahn! Dem dort schwillt der Kamm! Der hat einen scharfen Schnabel! Das junge Hähnchen muß seine Federn erst ausschreiben, man muß es anspornen u. s. w. In solcher Art haben wir auch unsere öffentlichen Assisen, und Das sind die löschpapiernen sächsischen

Literaturzeitungen, worin jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet wird, nach den Grundsätzen eines literarischen Kriminalrechts, das der Abschreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch bestraft. Zeigt der Verfasser desselben etwas Geist, so ist das Verbrechen qualificiert. Kann er aber sein Geistesalibi beweisen, so wird die Strafe gemildert. Freilich, bei dieser literarischen Kriminaljustiz ist es ebenfalls ein großes Gebrechen, daß dem richterlichen Ermessen so Viel überlassen bleibt, um so mehr, da unsere Bücherrichter, eben so wie Falstaff, sich ihre Gründe nicht abzwängen lassen, und manchmal selbst geheime Sünder sind und voraussehen, daß sie morgen von denselben Delinquenten gerichtet werden, über die sie heute das Urtheil sprechen. Die Jugend ist in unserer literarischen Kriminaljustiz ein bedeutender Milderungsgrund, und mancher alte Schriftsteller wird gelinde beurtheilt, weil man ihn für ein Kind hält. Sogar die in der letzten Zeit aufgekommene Erfahrung, daß junge Menschen zur Zeit der Entwicklung ihrer Pubertät ein krankhaftes Gelüste tragen, Brand zu stiften, hat auch in der Ästhetik ihren Einfluß gehabt, und man urtheilt deshalb gelinder über so manche Flammentragödie, z. B. die Tragödie jenes feurigen Bünglings, der nichts

Geringeres als den königlichen Ballast zu Persepolis in Brand gesteckt hat. Wir haben, um Vergleichen fortzusetzen, gewissermaßen auch unsere Parla-
mentsdebatten, und damit meine ich unsere Theater-
kritiken; wie denn unser Schauspiel selbst gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von
wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen,
von wegen des plattgetretenen französischen Unflaths,
den unser Publikum, selbst wenn man ihm am sel-
ben Abend ein Raupach'sches Lustspiel gegeben hat,
gar ruhig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn
sie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, sich
gleich mit dem besten Appetit auf einen Quark
setzt und ihre Mahlzeit damit beschließt. Ich habe
hier vorzüglich im Sinne Raupach's „Bekehrten“,
die ich vorigen Winter zu Hamburg von den aus-
gezeichnetsten Schauspielern aufführen sah, und
zwar mit eben so vielem Beifall, wie die „Schüler-
schwänke“, ein parfümiertes Quärfchen, das gleich
darauf an demselben Abend gegeben wurde. Aber
auf unserm Theater gedeiht nicht bloß Mist, sondern
auch Gift. In der That, höre ich, wie in unsern
Lustspielen die heiligsten Sitten und Gefühle des
Lebens in einem liederlichen Tone und so leichtfertig
sicher abgeleiert werden, daß man am Ende selbst
gewöhnnt wird, sie als die gleichgültigsten Dinge zu

betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die sentimentalen Freundschaftsbündnisse zu gemeinschaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuschung der Eltern oder Ehegatten, und wie all' diese stereotypen Lustspielmotive heißen mögen, ach! so erfassst mich inneres Grauen und bodenloser Jammer, und ich schaue ängstlichen Blickes nach den armen, unschuldigen Engelföpfchen, denen im Theater Dergleichen, gewiß nicht ohne Erfolg, vordeflamirt wird.

Die Klagen über Verfall und Verderbnis des deutschen Lustspiels, wie sie aus ehrlichen Herzen hervorgeseufzt werden, der kritische Eifer Tieck's und Zimmermann's, die bei der Reinigung unsers Theaters ein mühsameres Geschäft haben, als Herkules in Stalle des Augias, da unser Theaterstall gereinigt werden soll, während die Ochsen noch darin sind; die Bestrebungen hochbegabter Männer, die ein romantisches Lustspiel begründen möchten, die trefflichste und treffendste Satire, wie z. B. Robert's „Paradiesvogel“ — Nichts will fruchten, Seufzer, Rathschläge, Versuche, Geißelhiebe, Alles bewegt nur die Luft, und jedes Wort, das man darüber spricht, ist wahrhaft in den Wind geredet.

Unser Oberhaus, die Tragödie, zeigt sich in höherem Glanze. Ich meine hinsichtlich der Kou-

liffen, Dekorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnt' es der Mensch nicht bringen, und das römische Reich ging unter, und bei dieser Gelegenheit auch das römische Theater. Auf unseren Theatern fehlt es in den Tragödien zwar auch nicht an Tanz und Sprüngen, aber diese werden hier von den jungen Tragöden selbst vollbracht, und da es wohl geschah, daß Frauenzimmer durch große Sprünge plötzlich zum Manne geworden, so handelt ein weibisches Poetlein wahrhaft pffiffig, wenn es mit seinen lahmen Famben recht große Alexandersprünge versucht.

Da ich selbst mich erst späterhin über dieses Thema, über deutsche Literaturmifère, reichlicher verbreiten will, so liefere ich einen heiteren Ersatz durch das Einschalten der folgenden Xenien, die aus der Feder Immermann's, meines hohen Mitstrebenden, geflossen sind, und die mir Derselbe jüngsthin geschenkt hat. Die Gleichgesinnten danken mir gewiß für die Mittheilung dieser Verse, und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich sie gern als meine eigene Gesinnung vertreten.

Der poetische Literator.

Lass dein Lächeln, lass dein Flehnen, sag' uns ohne
Hinterlist,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin ge=
storben ist.

„Alle Menschen müssen sterben,“ spricht das Männlein
mit Bedeutung.
Alter Junge, Dessengleichen ist uns keine große Zeitung.

Mit vergessnen, alten Schwarten schmiert er seine Autor=
stiefeln,
Dass er dazu heiter weine, frisst er fromm poet'sche
Zwiefeln.

*Willst du kommentieren, Fränzel, mindestens verschon'
den Luther,
Dieser Fisch behagt uns besser ohne die zerlassne Butter.

Dramatiker.

1.

* „Nimmer schreib' ich mehr Tragödien, mich am Publi-
kum zu rächen!“

Schimpf' uns, wie du willst, mein Guter, aber halte
dein Versprechen.

2.

Diesen Reiterlieutenant müßet, Stachelverse, ihr ver-
schonen;

Denn er kommandiert Sentenzen und Gefühl' in Eska-
dronen.

3.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und
natürlich,

Nieth' ich ihr: Heirathe Diesen, der so milde und so
zierlich.

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der todte Kozebue
Um in diesem Ungethüme ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Und so kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus grauen
Fahren,

Daß die Seelen der Verstorbnen müssen in die Bestien
fahren.

Östliche Poeten.

Groß' mérite ist es jetzt, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir scheint's egal gepudelt, ob wir östlich, westlich
irren.

Sonsten fang beim Mondenscheine Nachtigall seu Phi-
lomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch die-
selbe Kehle.

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hameln's
Rattenfänger;
Pfeiffst nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen
Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden,
Dass sie den Olympus mögen nächst in jedem Kuhstall
finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von
Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Ga-
selen.

* Glockentöne.

Seht den dicken Pastor, dorten unter seiner Thür im
Staate,
Läutet mit den Glocken, daß man ihn verehrt in dem
Ornate.

Und es kamen, ihn zu schauen, flugs die Blinden und die
Lahmen,
Engebrust und Krampf, besonders hysteriegeplagte
Damen.

Weißer Salbe weder heilet, noch verschlimmert irgend
Schäden,
Weißer Salbe findest jetzt du in allen Bücherläden.

Geh't so fort, und läßt sich jeder Pfaffe ferner adorieren,
Werd' ich in den Schoß der Kirche ehebaldigst retournieren.

Dort gehorch' ich einem Papste, und verehrt ein
praesens numen,
Aber hier macht sich zum numen jeglich ordiniertes lumen.

Orbis pictus.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Geschlecht,
Einen Hals, ihr hohen Götter: Priester, Histrionen,
Dichter!

In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu
schauen,
Abends ins Theater, um mich an der Predigt zu er-
bauen.

Selbst der liebe Gott verlieret sehr bei mir an dem
Gewichte,
Weil nach ihrem Ebenbilde schnitzen ihn viel' tausend
Wichte.

Wenn ich euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich ein Leine-
weber,
Aber wenn ich euch verdrieße, seht, Das stärkt mir meine
Leber.

„Ganz bewältigt er die Sprache;“ ja, es ist, sich todt
zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge läffet er die Arme
machen!

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber Eins ist mir zum
Ekel,
Wenn der nervenschwache Zärtling spielt den genialen
Kefel.

*Damals mocht'st du mir gefallen, als du buhltest mit
Lucindchen,
Aber, o der frechen Liebshaft! mit Marien wollen sünd'gen.

Erst in England, dann in Spanien, jetzt in Brahma's
Finsternissen,
Überall herumgestrichen, deutschen Rock und Schuh zer-
rissen.

Wenn die Damen schreiben, kramen stets sie aus von
ihren Schmerzen,
Fausses couches touchierter Tugend, — ach, die gar zu
offnen Herzen!

Lass die Damen mir zufrieden; daß sie schreiben sind'
ich räthlich,
Führt die Frau die Autorfeder, wird sie wenigstens nicht
schädlich.

Glaubt, das Schriftenthum wird gleichen bald den ärgsten
Kockenstuben,
Die Gevatterinnen schnacken, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dschingischan, o China, wärst du längst von
mir vernichtet,
Dein verdamntes Theegeplätscher hat uns langsam hin-
gerichtet.

Alles setzet sich zur Ruhe, und der Größte wird geduldig,
Streichet gemächlich ein, was frühre Zeiten blieben waren
schuldig.

Jene Stadt ist voller Verse, Töne, Statuen, Schilderei'n,
Wurfthans steht mit der Trompete an dem Thor und
schreit: „Herein!“

„Diese Reime klingen schändlich, ohne Metrum und
Cäsuren.“
Wollt in Uniform ihr stecken literarische Panduren? —

„Sag', wie kommst du nur zu Worten, die so grob und
ungezogen?“
Freund, im wüsten Marktgedränge braucht man seine
Ellenbogen.

„Aber du hast auch bereinet, was unleugbar gut und
groß.“

Mischt der Beste sich zum Plebse, duldet er des Plebse
Loos.

Wenn die Sommerfliegen schwärmen, tödtet ihr sie mit
den Klappen,

Und nach diesen Reimen werdet schlagen ihr mit euren
Klappen.

Ideen.

Das Buch Le Grand.

(1826.)

Das Geschlecht der Drindur,
Unsres Thrones feste Säule,
Soll bestehn, ob die Natur
Auch damit zu Ende eile.

Müllner.

Evelina

empfangt diese Blätter

als

ein Zeichen der Freundschaft und Liebe

des Verfassers.

Kapitel I.

Sie war liebenswürdig, und er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht.

(Altes Stück.)

Madame, kennen Sie das alte Stück? Es ist ein ganz außerordentliches Stück, nur etwas zu sehr melancholisch. Ich hab' mal die Hauptrolle darin gespielt, und da weinten alle Damen, nur eine Einzige weinte nicht, nicht eine einzige Thräne weinte sie, und Das war eben die Pointe des Stücks, die eigentliche Katastrophe. —

O diese einzige Thräne! sie quält mich noch immer in Gedanken; der Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüstert mir ins Ohr ein Lied von dieser ungeweinten Thräne, ein fatales Lied mit einer noch fataleren Melodie — ach, nur in der Hölle hört man diese Melodie! — — —

Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie sich wohl vorstellen, um so eher, da Sie verheirathet sind. Dort amüsiert man sich ganz süperbe, man hat alle mögliche Vergnügungen, man lebt in lauter Lust und Pläfir, so recht wie Gott in Frankreich. Man speist von Morgen bis Abend, und die Küche ist so gut wie die Sagor'sche, die gebratenen Gänse fliegen herum mit den Sauce-schüsselchen im Schnabel, und fühlen sich geschmeichelt, wenn man sie verzehrt, butterglänzende Torten wachsen wild wie die Sonnenblumen, überall Bäche mit Bouillon und Champagner, überall Bäume, woran Servietten flattern, und man speist und wischt sich den Mund, und speist wieder, ohne sich den Magen zu verderben, man singt Psalmen, oder man tändelt und schäkert mit den lieben, zärtlichen Engelein, oder man geht spazieren auf der grünen Hallelujah-Wiese, und die weißwallenden Kleider sitzen sehr bequem, und Nichts stört da das Gefühl der Seligkeit, kein Schmerz, kein Mißbehagen, ja sogar, wenn Einer dem Andern zufällig auf die Hühneraugen tritt und excusez! ausruft, so lächelt Dieser wie verklärt und versichert: Dein Tritt, Bruder, schmerzt nicht, sondern au contraire, mein Herz fühlt dadurch nur desto süßere Himmelswonne.

Aber von der Hölle, Madame, haben Sie gar keine Idee. Von allen Teufeln kennen Sie vielleicht nur den kleinsten, das Beelzebübchen Amor, den artigen Kroupier der Hölle, und diese selbst kennen Sie nur aus dem Don Juan, und für diesen Weiberbetrüger, der ein böses Beispiel giebt, dünkt sie Ihnen niemals heiß genug, obgleich unsere hochlöblichen Theaterdirektionen soviel Flammen-spektakel, Feuerregen, Pulver und Kolophonium dabei aufgehen lassen, wie es nur irgend ein guter Christ in der Hölle verlangen kann.

Indessen, in der Hölle sieht es viel schlimmer aus, als unsere Theaterdirektoren wissen — sie würden auch sonst nicht so viele schlechte Stücke aufführen lassen — in der Hölle ist es ganz höllisch heiß, und als ich mal in den Hundstagen dort war, fand ich es nicht zum Aushalten. Sie haben gar keine Idee von der Hölle, Madame. Wir erlangen dorthier wenig officielle Nachrichten. Dafs die armen Seelen da drunten den ganzen Tag all' die schlechten Predigten lesen müssen, die hier oben gedruckt werden — Das ist Verleumdung. So schlimm ist es nicht in der Hölle, so raffinierte Qualen wird Satan niemals ersinnen. Hingegen Dante's Schilderung ist etwas zu mäßig, im Ganzen allzupoetisch. Mir erschien die Hölle

wie eine große bürgerliche Küche mit einem unendlich langen Ofen, worauf drei Reihen eiserne Töpfe standen, und in diesen saßen die Verdammten und wurden gebraten. In der einen Reihe saßen die christlichen Sünder, und, sollte man es wohl glauben! ihre Anzahl war nicht allzuklein, und die Teufel schürten unter ihnen das Feuer mit besonderer Geschäftigkeit. In der anderen Reihe saßen die Juden, die beständig schrieten und von den Teufeln zuweilen geneckt wurden, wie es sich denn gar possierlich ausnahm, als ein dicker, pustender Pfänderverleiher über allzugroße Hitze klagte, und ein Teufelchen ihm einige Eimer kaltes Wasser über den Kopf goß, damit er sähe, daß die Taufe eine wahre erfrischende Wohlthat sei. In der dritten Reihe saßen die Heiden, die, eben so wie die Juden, der Seligkeit nicht theilhaftig werden können und ewig brennen müssen. Ich hörte, wie Einer derselben, dem ein vierschrotiger Teufel neue Kohlen unterlegte, gar unwillig aus dem Topfe hervorrief: „Schone meiner, ich war Sokrates, der weiseste der Sterblichen, ich habe Wahrheit und Gerechtigkeit gelehrt und mein Leben geopfert für die Tugend.“ Aber der vierschrotige, dumme Teufel ließ sich in seinem Geschäfte nicht stören und brummte: „Ei was! alle Heiden müssen brennen,

und wegen eines einzigen Menschen dürfen wir keine Ausnahme machen.“ — — Ich versichere Sie, Madame, es war eine fürchterliche Hitze, und ein Schreien, Seufzen, Stöhnen, Quäken, Greinen, Quirilieren — und durch all' diese entsetzlichen Töne drang vernehmbar jene fatale Melodie des Liedes von der ungeweinten Thräne.

Kapitel II.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht.

(Altes Stück.)

Madame! das alte Stück ist eine Tragödie, ob schon der Held darin weder ermordet wird, noch sich selbst ermordet. Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — sehr schön, und doch so scharfgeschliffen, daß sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen, und gewiß aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich starb doch nicht an diesen meuchelmörderischen Augen. Die Stimme der Heldin ist auch schön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall schlagen? — eine schöne, seidne Stimme, ein süßes Gespinnst der sonnigsten Töne, und meine Seele ward darin verstrickt und würgte sich und quälte sich. Ich selbst — es ist

der Graf vom Ganges, der jetzt spricht, und die Geschichte spielt in Venedig — ich selbst hatte mal dergleichen Quälereien satt, und ich dachte schon im ersten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitsammt dem Kopfe herunter zu schießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Burstah, wo ich ein Paar schöne Pistolen in einem Kasten ausgestellt fand — ich erinnere mich Dessen noch sehr gut, es standen daneben viel' freudige Spielsachen von Perlmutter und Gold, eiserne Herzen an güldenem Kettlein, Porzellantassen mit zärtlichen Devisen, Schnupftabaksdosen mit hübschen Bildern, z. B. die göttliche Geschichte von der Susanne, der Schwannengefang der Leda, der Raub der Sabinerinnen, die Lucretia, das dicke Tugendmensch, mit dem entblößten Busen, in den sie sich den Dolch nachträglich hineinstößt, die selige Bethmann, la belle ferronière, lauter lockende Gesichter — aber ich kaufte doch die Pistolen, ohne viel zu dingen, und dann kaufte ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbescheiden, und ließ mir Aустern und ein Glas Rheinwein vorstellen —

Essen konnt' ich nicht und trinken noch viel weniger. Die heißen Tropfen fielen ins Glas,

und im Glas sah ich die liebe Heimat, den blauen, heiligen Ganges, den ewig strahlenden Himalaya, die riesigen Bannanwälder, in deren weiten Laubgängen die klugen Elephanten und die weißen Pilger ruhig wandelten, seltsam träumerische Blumen sahen mich an, heimlich mahnend, goldne Wundervögel jubelten wild flimmernde Sonnenstrahlen und süßnarrische Laute von lachenden Affen neckten mich lieblich, aus fernen Pagoden ertönten die frommen Priestergebete, und dazwischen klang die schmelzend klagende Stimme der Sultanin von Delhi — in ihrem Teppichgemache rannte sie stürmisch auf und nieder, sie zerriss ihren silbernen Schleier, sie stieß zu Boden die schwarze Sklavin mit dem Pfauenwedel, sie weinte, sie tobte, sie schrie — Ich konnte sie aber nicht verstehen, der Keller des Signor Unbescheiden ist 3000 Meilen entfernt vom Harem zu Delhi, und dazu war die schöne Sultanin schon todt seit 3000 Jahren — und ich trank hastig den Wein, den hellen, freudigen Wein, und doch wurde es in meiner Seele immer dunkler und trauriger — Ich war zum Tode verurtheilt

— — — — —
— — — — —
— — — — —

Als ich die Kellertreppe wieder hinauffstieg,
hörte ich das Armesünderglöckchen läuten, die Men-
schenmenge wogte vorüber, ich aber stellte mich an
die Ecke der Strada San Giovanni und hielt fol-
genden Monolog:

In alten Märchen giebt es goldne Schlösser,
Wo Harfen klingen, schöne Jungfrau tanzen,
Und schmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrt' und Rosen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all' die Herrlichkeit im Nu zerfliegen,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerschutt
Und krächzend Nachtgevägel und Morast.
So hab' auch ich mit einem einz'gen Worte
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber schauen gelb und weiß,
Weil man vergaß, sie gleichfalls roth zu schminken,
Und Mäuse springen um die Königsnase,
Und spotten frech des großen, goldnen Scepters —

Es ist allgemein recipiert, Madame, daß man einen Monolog hält, ehe man sich todtschießt. Die meisten Menschen benutzen bei solcher Gelegenheit das Hamlet'sche „Sein oder Nichtsein.“ Es ist eine gute Stelle, und ich hätte sie hier auch gern citiert — aber Jeder ist sich selbst der Nächste, und hat man, wie ich, ebenfalls Tragödien geschrieben, worin solche Lebensabiturienten-Reden enthalten sind, z. B. den unsterblichen „Almanzor,“ so ist es sehr natürlich, daß man seinen eignen Worten sogar vor den Shakespear'schen den Vorzug giebt. Auf jeden Fall sind solche Reden ein sehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigstens Zeit. — Und so geschah es, daß ich an der Ecke der Strada San Giovanni etwas lange stehen blieb — und als ich da stand, ein Verurtheilter, der dem Tode geweiht war, da erblickte ich plötzlich Sie!

Sie trug ihr blauseidnes Kleid und den rosa-rothen Hut, und ihr Auge sah mich an so mild, so todbesiegend, so lebenschenkend — Madame, Sie wissen wohl aus der römischen Geschichte, daß, wenn die Vestalinnen im alten Rom auf ihrem Wege einem Verbrecher begegneten, der zur Hinrichtung geführt wurde, so hatten sie das Recht, ihn zu begnadigen, und der arme Schelm blieb

am Leben. — Mit einem einzigen Blick hat sie mich vom Tode gerettet, und ich stand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und sie ging weiter — und ließ mich am Leben.

Kapitel III.

Und sie ließ mich am Leben, und ich lebe,
und Das ist die Hauptsache.

Mögen Andre das Glück genießen, daß die
Geliebte ihr Grabmal mit Blumenkränzen schmückt
und mit Thränen der Treue benetzt — O, Wei-
ber! hasst mich, verlacht mich, beforbt mich! aber
lassst mich leben! Das Leben ist gar zu spaßhaft
süß, und die Welt ist so lieblich verworren, sie ist
der Traum eines weinberauschten Gottes, der sich
aus der zechenden Götterversammlung à la fran-
çaise fortgeschlichen, auf einem einsamen Stern
sich schlafen gelegt, und selbst nicht weiß, daß er
alles Das auch erschafft, was er träumt — und
die Traumgebilde gestalten sich oft buntscheckig toll,

oft auch harmonisch vernünftig — die Ilias, Plato, die Schlacht bei Marathon, Moses, die mediceische Venus, der Straßburger Münster, die französische Revolution, Hegel, die Dampfschiffe u. s. w. sind einzelne gute Gedanken in diesem schaffenden Gottesraum — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt sich die verschlafenen Augen, und lächelt — und unsere Welt ist zerronnen in Nichts, ja, sie hat nie existiert.

Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, so ist auch Dieses besser als das kalte, schwarze, leere Nichtsein des Todes. Das Leben ist der Güter höchstes, und das schlimmste Übel ist der Tod. Mögen berlinische Gardelieutenants immerhin spötteln und es Feigheit nennen, daß der Prinz von Homburg zurückschaudert, wenn er sein offenes Grab erblickt — Heinrich Kleist hatte dennoch eben so viel Courage wie seine hochbrüstigen, wohlgeschnürten Kollegen, und er hat es leider bewiesen. Aber alle kräftige Menschen lieben das Leben. Goethe's Egmont scheidet nicht gern „von der freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens.“ Immermann's Edwin hängt am Leben „wie'n Kindlein an der Mutter Brüsten,“ und obgleich es ihm hart

ankömmt, durch fremde Gnade zu leben, so fleht er dennoch um Gnade:

„Weil Leben, Athmen doch das Höchste ist.“

Wenn Odysseus in der Unterwelt den Achilleus als Führer tochter Helden sieht, und ihn preist wegen seines Ruhmes bei den Lebendigen und seines Ansehens sogar bei den Todten, antwortet Dieser:

„Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!

Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürstigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlstand,

Als die sämtliche Schaar der geschwundenen Todten
beherrschen.“

Sa, als der Major Duvent den großen Israel Löwe auf Pistolen forderte und zu ihm sagte: Wenn Sie sich nicht stellen, Herr Löwe, so sind Sie ein Hund! da antwortete Dieser: Ich will lieber ein lebendiger Hund sein, als ein tochter Löwe! Und er hatte Recht. — Ich habe mich oft genug geschlagen, Madame, um Dieses sagen

zu dürfen — Gottlob! ich lebe! In meinen Adern kocht das rothe Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesgluth umschlinge ich Bäume und Marmorbilder, und sie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib ist mir eine geschenkte Welt, ich schwelge in den Melodien ihres Antlitzes, und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen als Andre mit ihren sämmtlichen Gliedmaßen Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick ist mir ja eine Unendlichkeit; ich messe nicht die Zeit mit der Brabanter oder mit der kleinen Hamburger Elle, und ich brauche mir von keinem Priester ein zweites Leben versprechen zu lassen, da ich schon in diesem Leben genug erleben kann, wenn ich rückwärts lebe im Leben der Vorfahren, und mir die Ewigkeit erobere im Reiche der Vergangenheit.

Und ich lebe! Der große Pulsschlag der Natur hebt auch in meiner Brust, und wenn ich jauchze, antwortet mir ein tausendfältiges Echo. Ich höre tausend Nachtigallen. Der Frühling hat sie gesendet, die Erde aus ihrem Morgenschlummer zu wecken, und die Erde schauert vor Entzücken, ihre Blumen sind die Hymnen, die sie in Begeisterung der Sonne entgegen singt — die Sonne

bewegt sich viel zu langsam, ich möchte ihre Feuer-
rosse peitschen, damit sie schneller dahinjagen —
Aber wenn sie zischend ins Meer hinabsinkt, und
die große Nacht heraufsteigt mit ihrem großen
sehnsüchtigen Auge, o! dann durchbebt mich erst
recht die rechte Lust, wie schmeichelnde Mädchen
legen sich die Abendlüfte an mein brausendes Herz,
und die Sterne winken, und ich erhebe mich, und
schwebe über der kleinen Erde und den kleinen Ge-
danken der Menschen.

Kapitel IV.

Aber einst wird kommen der Tag, und die Gluth in meinen Adern ist erloschen, in meiner Brust wohnt der Winter, seine weißen Flocken umflattern spärlich mein Haupt, und seine Nebel verschleiern mein Auge. In verwitterten Gräbern liegen meine Freunde, ich allein bin zurückgeblieben, wie ein einsamer Halm, den der Schnitter vergessen, ein neues Geschlecht ist hervorgeblüht mit neuen Wünschen und neuen Gedanken, voller Verwundrung höre ich neue Namen und neue Lieder, die alten Namen sind verschollen, und ich selbst bin verschollen, vielleicht noch von Wenigen geehrt, von Vielen verhöhnt, und von Niemanden geliebt! Und es springen heran zu mir die rosenwangigen Knaben, und drücken mir die alte Harfe in die zitternde Hand, und sprechen lachend: Du hast

schon lange geschwiegen, du fauler Graukopf, sing' uns wieder Gesänge von den Träumen deiner Jugend!

Dann ergreife ich die Harfe, und die alten Freuden und Schmerzen erwachen, die Nebel zerfließen, Thränen blühen wieder aus meinen todtten Augen, es frühlingt wieder in meiner Brust, süße Töne der Wehmuth beben in den Saiten der Harfe, ich sehe wieder den blauen Fluß und die marmornen Palläste und die schönen Frauen- und Mädchen- gesichter — und ich singe ein Lied von den Blumen der Brenta.

Es wird mein letztes Lied sein, die Sterne werden mich anblicken wie in den Nächten meiner Jugend, das verliebte Mondlicht küßt wieder meine Wangen, die Geisterchöre verstorbener Nachtigallen flöten aus der Ferne, schlaftrunken schließen sich meine Augen, meine Seele verhallt wie die Töne meiner Harfe — es duften die Blumen der Brenta.

Ein Baum wird meinen Grabstein beschatten. Ich hätte gern eine Palme, aber diese gedeiht nicht im Norden. Es wird wohl eine Linde sein, und Sommerabends werden dort die Liebenden sitzen und kosen; der Zeisig, der sich lauschend in den Zweigen wiegt, ist verschwiegen, und meine Linde rauscht traulich über den Häuptern der Glücklichen,

die so glücklich sind, daß sie nicht einmal Zeit haben zu lesen, was auf dem weißen Leichensteine geschrieben steht. Wenn aber späterhin der Liebende sein Mädchen verloren hat, dann kommt er wieder zu der wohlbekanntnen Linde, und seufzt und weint, und betrachtet den Leichenstein, lang und oft, und liest darauf die Inschrift: — Er liebte die Blumen der Brenta.

Kapitel V.

Madame! ich habe Sie belogen. Ich bin nicht der Graf vom Ganges. Niemals im Leben sah ich den heiligen Strom, niemals die Lotosblumen, die sich in seinen frommen Wellen bespiegeln. Niemals lag ich träumend unter indischen Palmen, niemals lag ich betend vor dem Diamantengott zu Saggernaut, durch den mir doch leicht geholfen wäre. Ich war eben so wenig jemals in Kalkutta, wie der Kalkutenbraten, den ich gestern Mittag gegessen. Aber ich stamme aus Hindostan, und daher fühl' ich mich so wohl in den breiten Gangeswäldern Balmiki's, die Heldenleiden des göttlichen Ramo bewegen mein Herz wie ein bekanntes Weh, aus den Blumenliedern Kalidasa's blühen mir hervor die süßesten Erinnerungen, und als vor einigen Jahren eine gütige Dame in Berlin mir die

hübschen Bilder zeigte, die ihr Vater, der lange Zeit Gouverneur in Indien war, von dort mitgebracht, schienen mir die zartgemalten, heiligstillen Gesichter so wohlbekannt, und es war mir, als beschaute ich meine eigene Familiengalerie.

Franz Bopp — Madame, Sie haben gewiß seinen Malus und sein Konjugationssystem des Sanskrit gelesen — gab mir manche Auskunft über meine Ahnherren, und ich weiß jetzt genau, daß ich aus dem Haupte Brahma's entsprossen bin, und nicht aus seinen Hühneraugen; ich vermuthete sogar, daß der ganze Mahabarata mit seinen 200,000 Versen bloß ein allegorischer Liebesbrief ist, den mein Urahnherr an meine Ureltermutter geschrieben — O! sie liebten sich sehr, ihre Seelen küßten sich, sie küßten sich mit den Augen, sie waren Beide nur ein einziger Kuß —

Eine verzauberte Nachtigall sitzt auf einem rothen Korallenbaum im stillen Ocean, und singt ein Lied von der Liebe meiner Ahnen, neugierig blicken die Perlen aus ihren Muschelzellen, die wunderbaren Wasserblumen schauern vor Wehmuth, die flugen Meeresschnecken, mit ihren bunten Porzellanthürmchen auf dem Rücken, kommen herangetrochen, die Seerosen erröthen verschämt, die gelben, spitzigen Meersterne und die tausendfarbigen

gläsernen Quabben regen und recken sich, und Alles wimmelt und lauscht —

Doch, Madame, dieses Nachtigallenlied ist viel zu groß, um es hierherzusetzen, es ist so groß wie die Welt selbst, schon die Dedikation an Anan-gas, den Gott der Liebe, ist so lang wie sämtliche Walter Scott'sche Romane, und darauf bezieht sich eine Stelle im Aristophanes, welche zu Deutsch heißt:

„Tiotio, tiotio, tiotinx,

„Totototo, totototo, tototinx.“

(Vossische Übers.)

Nein, ich bin nicht geboren in Indien; das Licht der Welt erblickte ich an den Ufern jenes schönen Stromes, wo auf grünen Bergen die Thorheit wächst und im Herbst gepflückt, gefelstert, in Fässer gegossen und ins Ausland geschickt wird. — Wahrhaftig, gestern hörte ich Jemanden eine Thorheit sprechen, die Anno 1811 in einer Weintraube gefessen, welche ich damals selbst auf dem Johannisberge wachsen sah. — Viel Thorheit wird aber auch im Lande selbst konsumiert, und die Menschen sind dort wie überall: — sie werden geboren, essen, trinken, schlafen, lachen, weinen, verleumden, sind

ängstlich besorgt um die Fortpflanzung ihrer Gattung, suchen zu scheinen, was sie nicht sind, und zu thun, was sie nicht können, lassen sich nicht eher rasieren, als bis sie einen Bart haben, und haben oft einen Bart, ehe sie verständig sind, und wenn sie verständig sind, berauschen sie sich wieder mit weißer und rother Thorheit.

Mon Dieu! wenn ich doch so viel Glauben in mir hätte, daß ich Berge versetzen könnte — der Johannisberg wäre just derjenige Berg, den ich mir überall nachkommen ließe. Aber da mein Glaube nicht so stark ist, muß mir die Phantasie helfen, und sie versetzt mich schnell nach dem schönen Rhein.

O, da ist ein schönes Land, voll Lieblichkeit und Sonnenschein. Im blauen Strome spiegeln sich die Bergesufer mit ihren Burgruinen und Waldungen und alterthümlichen Städten. — Dort vor der Hausthür sitzen die Bürgersleute des Sommerabends, und trinken aus großen Kannen, und schwatzen vertraulich, wie der Wein, Gottlob! gedeiht, und wie die Gerichte durchaus öffentlich sein müssen, und wie die Marie Antoinette so mir Nichts dir Nichts guillotiniert worden, und wie die Tabaksregie den Tabak vertheuert, und wie alle Menschen gleich sind, und wie der Görres ein Hauptkerl ist.

Ich habe mich nie um dergleichen Gespräche bekümmert, und saß lieber bei den Mädchen am gewölbten Fenster, und lachte über ihr Lachen, und ließ mich mit Blumen ins Gesicht schlagen, und stellte mich böse, bis sie mir ihre Geheimnisse oder irgend eine andere wichtige Geschichte erzählten. Die schöne Gertrud war bis zum Tollwerden vergnügt, wenn ich mich zu ihr setzte; es war ein Mädchen wie eine flammende Rose, und als sie mir einst um den Hals fiel, glaubte ich, sie würde verbrennen und verduften in meinen Armen. Die schöne Katharine zerfloß in klingender Sanftmuth, wenn sie mit mir sprach, und ihre Augen waren von einem so reinen, innigen Blau, wie ich es noch nie bei Menschen und Thieren und nur selten bei Blumen gefunden; man sah gern hinein und konnte sich so recht viel Süßes dabei denken. Aber die schöne Hedwig liebte mich; denn wenn ich zu ihr trat, beugte sie das Haupt zur Erde, so daß die schwarzen Locken über das erröthende Gesicht herabfielen, und die glänzenden Augen wie Sterne aus dunkeltem Himmel hervorleuchteten. Ihre verschämten Lippen sprachen kein Wort, und auch ich konnte ihr Nichts sagen. Ich hustete und sie zitterte. Sie ließ mich manchmal durch ihre Schwester bitten, nicht so rasch die Felsen zu besteigen, und

nicht im Rheine zu baden, wenn ich mich heiß gelaufen oder getrunken. Ich behorchte mal ihr andächtiges Gebet vor dem Marienbildchen, das, mit Goldflittern geziert und von einem brennenden Lämpchen umflittert, in einer Nische der Hausflur stand; ich hörte deutlich, wie sie die Muttergottes bat: Ihm das Klettern, Trinken und Baden zu verbieten. Ich hätte mich gewiß in das schöne Mädchen verliebt, wenn sie gleichgültig gegen mich gewesen wäre; und ich war gleichgültig gegen sie, weil ich wußte, daß sie mich liebte. — Madame, wenn man von mir geliebt sein will, muß man mich en canaille behandeln.

Die schöne Johanna war die Base der drei Schwestern, und ich setzte mich gern zu ihr. Sie wußte die schönsten Sagen, und wenn sie mit der weißen Hand zum Fenster hinauszeigte nach den Bergen, wo Alles passiert war, was sie erzählte, so wurde mir ordentlich verzaubert zu Muth, die alten Ritter stiegen sichtbar aus den Burgruinen und zerhackten sich die eisernen Kleider, die Lorelei stand wieder auf der Bergesspitze und sang hinab ihr süß verderbliches Lied, und der Rhein rauschte so vernünftig beruhigend und doch zugleich neckend schauerlich — und die schöne Johanna sah mich an so seltsam, so heimlich, so räthselhaft traulich, als

gehörte sie selbst zu den Märchen, wovon sie eben erzählte. Sie war ein schlankes, blasses Mädchen, sie war todtkrank und sinnend, ihre Augen waren klar wie die Wahrheit selbst, ihre Lippen fromm gewölbt, in den Zügen ihres Antlitzes lag eine große Geschichte, aber es war eine heilige Geschichte — Etwa eine Liebes-Legende? Ich weiß nicht, und ich hatte auch nie den Muth, sie zu fragen. Wenn ich sie lange ansah, wurde ich ruhig und heiter, es ward mir, als sei stiller Sonntag in meinem Herzen und die Engel darin hielten Gottesdienst.

In solchen guten Stunden erzählte ich ihr Geschichten aus meiner Kindheit, und sie hörte immer ernsthaft zu, und seltsam! wenn ich mich nicht mehr auf die Namen besinnen konnte, so erinnerte sie mich daran. Wenn ich sie alsdann mit Verwunderung fragte, woher sie die Namen wisse, so gab sie lächelnd zur Antwort, sie habe sie von den Vögeln erfahren, die an den Fliesen ihres Fensters nisteten — und sie wollte mich gar glauben machen, Dieses seien die nämlichen Vögel, die ich einst als Knabe mit meinem Taschengelde den hartenherzigen Bauernjungen abgekauft habe und dann frei fortfliegen lassen. Ich glaube aber, sie wußte Alles, weil sie so blaß war und wirklich bald starb. Sie wußte auch, wann sie sterben

würde, und wünschte, daß ich Andernach den Tag vorher verlassen möchte. Beim Abschied gab sie mir beide Hände — es waren weiße, süße Hände, und rein wie eine Hostie — und sie sprach: Du bist sehr gut, und wenn du böse wirst, so denke wieder an die kleine, todte Veronika.

Haben ihr die geschwätzigen Vögel auch diesen Namen verrathen? Ich hatte mir in erinnerungs-süchtigen Stunden so oft den Kopf zerbrochen und konnte mich nicht mehr auf den lieben Namen erinnern.

Jetzt, da ich ihn wieder habe, will mir auch die früheste Kindheit wieder im Gedächtnisse hervorblühen, und ich bin wieder ein Kind und spiele mit andern Kindern auf dem Schloßplatze zu Düsseldorf am Rhein.

Kapitel VI.

Sa, Madame, dort bin ich geboren, und ich bemerke Dieses ausdrücklich für den Fall, daß etwa nach meinem Tode sieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenstedt — sich um die Ehre streiten, meine Vaterstadt zu sein. Düsseldorf ist eine Stadt am Rhein, es leben da sechzehntausend Menschen, und viele hunderttausend Menschen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter sind Manche, von denen meine Mutter sagt, es wäre besser, sie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr v. Geldern und der junge Herr v. Geldern, die Beide so berühmte Doktoren waren, und so viele Menschen vom Tode kuriert, und doch selber sterben mußten. Und die fromme Ursula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch dort

begraben, und es wächst ein Rosenstrauch auf ihrem Grab — Rosenduft liebte sie so sehr im Leben, und ihr Herz war lauter Rosenduft und Güte. Auch der alte kluge Kanonikus liegt dort begraben. Gott, wie elend sah er aus, als ich ihn zuletzt sah! Er bestand nur noch aus Geist und Pflastern, und studierte dennoch Tag und Nacht, als wenn er besorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in seinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt dort, und daran bin ich schuld. Wir waren Schulkameraden im Franciskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düffel fließt, und ich sagte: „Wilhelm, hol' doch das Rätzchen, das eben hineingefallen“ — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riß das Rätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er nass und todt. Das Rätzchen hat noch lange Zeit gelebt.

Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt, und zufällig dort geboren ist, wird Einem wunderbarlich zu Muth. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage, nach Hause gehn, so meine ich die Volkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus

wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so Viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat Das meiner armen Mutter genug Mühe gekostet.

Aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, der Makulatur=Vorber, womit man meine Stirne geschmückt, hat seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet, und wenn jetzt die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen nach Düsseldorf kommen, so lassen sie das berühmte Haus noch unbefichtigt und gehen direkt nach dem Marktplatz, und betrachten die dort in der Mitte stehende schwarze, kolossale Reiterstatue. Diese soll den Kurfürsten Jan Wilhelm vorstellen. Er trägt einen schwarzen Harnisch, eine tiefherabhängende Allongeperücke. — Als Knabe hörte ich

die Sage, der Künstler, der diese Statue gegossen, habe während des Gießens mit Schrecken bemerkt, daß sein Metall nicht dazu ausreiche, und da wären die Bürger der Stadt herbeigelaufen, und hätten ihm ihre silbernen Löffel gebracht, um den Guss zu vollenden — und nun stand ich stundenlang vor dem Reiterbilde, und zerbrach mir den Kopf, wie viel silberne Löffel wohl darin stecken mögen, und wie viel Apfeltörtchen man wohl für all das Silber bekommen könnte? Apfeltörtchen waren nämlich damals meine Passion — jetzt ist es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebssuppe — und eben unweit des Kurfürstenbildes, an der Theaterdecke, stand gewöhnlich der wunderbarlich gebackene, säbelbeinige Kerl mit der weißen Schürze und dem umgehängten Korbe voll lieblich dampfender Apfeltörtchen, die er mit einer unwiderstehlichen Diskantstimme anzupreisen wußte: „Die Apfeltörtchen sind ganz frisch, eben aus dem Ofen, riechen so delikat.“ — Wahrlich, wenn in meinen späteren Jahren der Versucher mir beikommen wollte, so sprach er mit solcher lockenden Diskantstimme, und bei Signora Giulietta wäre ich keine volle zwölf Stunden geblieben, wenn sie nicht den süßen, duftenden Apfeltörtchenton angeschlagen hätte. Und wahrlich, nie würden Apfeltörtchen mich so sehr angereizt haben,

hätte der krumme Hermann sie nicht so geheimnisvoll mit seiner weißen Schürze bedeckt — und die Schürzen sind es, welche — doch sie bringen mich aus dem Kontext, ich sprach ja von der Reiterstatue, die so viel silberne Löffel im Leibe hat, und keine Suppe, und den Kurfürsten Jan Wilhelm darstellt.

Es soll ein braver Herr gewesen sein, und sehr kunstliebend, und selbst sehr geschickt. Er stiftete die Gemäldegalerie in Düsseldorf, und auf dem dortigen Observatorium zeigt man noch einen überaus künstlichen Einschachtelungsbecher von Holz, den er selbst in seinen Freistunden — er hatte deren täglich vier und zwanzig — geschnitzelt hat.

Damals waren die Fürsten noch keine geplagte Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe festgewachsen, und des Nachts zogen sie noch eine Schlafmütze darüber, und schliefen ruhig, und ruhig zu ihren Füßen schliefen die Völker, und wenn Diese des Morgens erwachten, so sagten sie: „Guten Morgen, Vater!“ und jene antworteten: „Guten Morgen, liebe Kinder!“

Aber es wurde plötzlich anders. Als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten, und „Guten Morgen, Vater!“ sagen wollten, da war der Vater abgereist, und in der ganzen Stadt war Nichts als stumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Be-

gräbnisstimmung, und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte, und lasen den langen papiernen Anschlag auf der Thür des Rathhauses. Es war ein trübes Wetter, und der dünne Schneider Kilian stand dennoch in seiner Manteljacke, die er sonst nur im Hause trug, und die blauwollenen Strümpfe hingen ihm herab, daß die nackten Beinchen betrübt hervorguckten, und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Plakat vor sich hinhurmelte. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter, und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen, ehrlichen Schnauzbar. Ich stand neben ihm und weinte mit, und frug ihn, warum wir weinten. Und da antwortete er: „Der Kurfürst läßt sich bedanken.“ Und dann las er wieder, und bei den Worten: „für die bewährte Unterthanstreue“ „und entbinden euch eurer Pflichten“ da weinte er noch stärker. — Es ist wunderbar anzusehen, wenn so ein alter Mann, mit verblichener Uniform und vernarbtem Soldatengesicht, plötzlich so stark weint. Während wir lasen, wurde auch das kurfürstliche Wappen vom Rathhause heruntergenommen, Alles gestaltete sich so beängstigend öde, es war, als ob man eine Sonnenfinsternis erwarte, die Herren Rathsherren gingen so abgedankt und langsam umher, sogar der allgewaltige

Gassenvogt sah aus, als wenn er Nichts mehr zu befehlen hätte, und stand da so friedlich-gleichgültig, obgleich der tolle Moxsius sich wieder auf ein Bein stellte und mit närrischer Grimasse die Namen der französischen Generale herschnatterte, während der besoffene krumme Gumpertz sich in der Gasse herumwälzte und *ça ira, ça ira!* sang.

Ich aber ging nach Hause, und weinte und klagte: „Der Kurfürst läßt sich bedanken.“ Mein Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte, was ich wußte, ich ließ mir Nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette, und in der Nacht träumte mir, die Welt habe ein Ende — die schönen Blumengärten und grünen Wiesen wurden wie Teppiche vom Boden aufgenommen und zusammengerollt, der Gassenvogt stieg auf eine hohe Leiter und nahm die Sonne vom Himmel herab, der Schneider Kilian stand dabei und sprach zu sich selber: „Ich muß nach Hause gehen und mich hübsch anziehen, denn ich bin todt und soll noch heute begraben werden“ — und es wurde immer dunkler, spärlich schimmerten oben einige Sterne, und auch diese fielen herab wie gelbe Blätter im Herbst, allmählich verschwanden die Menschen, ich armes Kind irrte ängstlich umher, stand endlich vor der Weidenhecke eines wüsten Bauernhofes und sah dort einen Mann, der

mit dem Spaten die Erde aufwühlte, und neben ihm ein hässlich hämisches Weib, das Etwas wie einen abgeschnittenen Menschenkopf in der Schürze hielt, und Das war der Mond, und sie legte ihn ängstlich sorgsam in die offene Grube — und hinter mir stand der pfälzische Invalide und schluchzte und buchstabierte: „Der Kurfürst lässt sich bedanken.“

Als ich erwachte, schien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenster, auf der Straße ging die Trommel, und als ich in unsere Wohnstube trat und meinem Vater, der im weißen Puder- mantel saß, einen guten Morgen bot, hörte ich, wie der leichtfüßige Friseur ihm während des Fri- sierens haarklein erzählte, daß heute auf dem Rath- hause dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daß Dieser von der besten Familie sei, und die Schwester des Kaisers Napoleon zur Frau bekommen, und auch wirklich viel Anstand besitze, und sein schönes schwarzes Haar in Locken trage, und nächstens seinen Einzug halten und sicher allen Frauenzimmern gefallen müsse. Unterdessen ging das Getrommel auf der Straße immer fort, und ich trat vor die Hausthür und besah die einmar- schierenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernsten Grenadierge-

sichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kolar-
den, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll
Kuftigkeit und Point d'honneur, und den allmäch-
tig großen, silbergestickten Tambourmajor, der sei-
nen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die
erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar
bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls schöne Mädchen
am Fenster saßen. Ich freute mich, daß wir Ein-
quartierung bekämen — meine Mutter freute sich
nicht — und ich eilte nach dem Marktplatz. Da
sah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die
Welt neu angestrichen worden, ein neues Wappen
hing am Rathhause, das Eisengeländer an dessen
Balkon war mit gestickten Sammetdecken überhängt,
französische Grenadiere standen Schildwache, die
alten Herren Rathsherren hatten neue Gesichter
angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke, und sa-
hen sich an auf Französisch und sprachen bon jour,
aus allen Fenstern guckten Damen, neugierige Bür-
gersleute und blanke Soldaten füllten den Platz,
und ich nebst andern Knaben wir kletterten auf
das große Kurfürstenpferd und schauten davon herab
in das bunte Marktgewimmel.

Nachbars Pitter und der lange Kunz hätten
bei dieser Gelegenheit beinah den Hals gebrochen,
und Das wäre gut gewesen; denn der Eine ent-

ließ nachher seinen Eltern, ging unter die Soldaten, desertierte, und wurde in Mainz todtgeschossen, der Andere aber machte späterhin geographische Untersuchungen in fremden Taschen, wurde deshalb wirkendes Mitglied einer öffentlichen Spinnanstalt, zerriß die eisernen Bande, die ihn an diese und an das Vaterland fesselten, kam glücklich über das Wasser, und starb in London durch eine allzuenge Kravatte, die sich von selbst zugezogen, als ihm ein königlicher Beamter das Brett unter den Beinen wegriß.

Der lange Kunz sagte uns, daß heute keine Schule sei, wegen der Huldigung. Wir mußten lange warten, bis diese losgelassen wurde. Endlich füllte sich der Balkon des Rathhauses mit bunten Herren, Fahnen und Trompeten, und der Herr Bürgermeister, in seinem berühmten rothen Rock, hielt eine Rede, die sich etwas in die Länge zog, wie Gummi elasticum, oder wie eine gestrickte Schlafmütze, in die man einen Stein geworfen — nur nicht den Stein der Weisen — und manche Redensarten konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B. daß man uns glücklich machen wolle — und beim letzten Worte wurden die Trompeten geblasen, und die Fahnen geschwenkt, und die Trommel gerührt, und Vivat gerufen — und während ich

selber Vivat rief, hielt ich mich fest an den alten Kurfürsten. Und Das that noth, denn mir wurde ordentlich schwindlich, ich glaubte schon, die Leute ständen auf den Köpfen, weil sich die Welt, herumgedreht, das Kurfürstenhaupt mit der Allonge-perücke nickte und flüsterte: „Halt fest an mir!“ — und erst durch das Kanonieren, das jetzt auf dem Walle losging, ernüchterte ich mich, und stieg vom Kurfürstenpferd langsam wieder herab.

Als ich nach Hause ging, sah ich wieder, wie der tolle Aloisius auf einem Beine tanzte, während er die Namen der französischen Generale herschnarrte, und wie sich der krumme Gumpertz besoffen in der Gasse herumwälzte, und ça ira, ça ira brüllte — und zu meiner Mutter sagte ich: Man will uns glücklich machen, und deshalb ist heute keine Schule.

Kapitel VII.

Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon — Alles mußte auswendig gelernt werden. Und Manches davon kam mir in der Folge zu Statten. Denn hätte ich nicht die römischen Könige auswendig gewusst, so wäre es mir ja späterhin ganz gleichgültig gewesen, ob Niebuhr bewiesen oder nicht bewiesen hat, daß sie niemals wirklich existiert haben. Und wußte ich nicht jene Jahreszahlen, wie hätte ich mich späterhin zurecht finden wollen in dem großen Berlin, wo ein Haus dem

andern gleicht wie ein Tropfen Wasser oder wie ein Grenadier dem andern, und wo man seine Bekannten nicht zu finden vermag, wenn man ihre Hausnummer nicht im Kopfe hat; ich dachte mit damals bei jedem Bekannten zugleich eine historische Begebenheit, deren Jahreszahl mit seiner Hausnummer übereinstimmte, so daß ich mich dieser leicht erinnern konnte, wenn ich jener gedachte, und daher kam mir auch immer eine historische Begebenheit in den Sinn, sobald ich einen Bekannten erblickte. So z. B. wenn mir mein Schneider begegnete, dachte ich gleich an die Schlacht bei Marathon; begegnete mir der wohlgeputzte Bankier Christian Gumpel, so dachte ich gleich an die Zerstörung Jerusalem's; erblickte ich einen stark verschuldeten portugiesischen Freund, so dachte ich gleich an die Flucht Mahomed's; sah ich den Universitätsrichter, einen Mann, dessen strenge Rechtlichkeit bekannt ist, so dachte ich gleich an den Tod Haman's; sobald ich Wadzeß sah, dachte ich gleich an die Kleopatra — Ach, lieber Himmel, das arme Vieh ist jetzt todt, die Thränensäckchen sind vertrocknet, und man kann mit Hamlet sagen: Nehmt Alles in Allem, es war ein altes Weib, wir werden noch oft seines Gleichen haben! Wie gesagt, die Jahreszahlen sind durchaus nöthig, ich kenne

Menschen, die gar Nichts als ein paar Jahreszahlen im Kopfe hatten, und damit in Berlin die rechten Häuser zu finden wußten, und jetzt schon ordentliche Professoren sind. Ich aber hatte in der Schule meine Noth mit den vielen Zahlen! Mit dem eigentlichen Rechnen ging es noch schlechter. Am besten begriff ich das Subtrahieren, und da giebt es eine sehr praktische Hauptregel: „Vier von drei geht nicht, da muß ich Eins borgen“ — ich rathe aber Jedem, in solchen Fällen immer einige Groschen mehr zu borgen; denn man kann nicht wissen —

Was aber das Lateinische betrifft, so haben Sie gar keine Idee davon, Madame, wie Das verwickelt ist. Den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übrig geblieben sein, die Welt zu erobern, wenn sie das Latein erst hätten lernen sollen. Diese glücklichen Leute wußten schon in der Wiege, welche Nomina den Accusativ auf im haben. Ich hingegen mußte sie im Schweiß meines Angesichts auswendig lernen; aber es ist doch immer gut, daß ich sie weiß. Denn hätte ich z. B. den 20sten Juli 1825, als ich öffentlich in der Aula zu Göttingen lateinisch disputierte — Madame, es war der Mühe werth zuzuhören — hätte ich da *sinapem* statt *sinapim* gesagt, so würden es vielleicht die anwesenden Fische

gemerkt haben, und Das wäre für mich eine ewige Schande gewesen. *Vis, buris, sitis, tussis, cucumis, amussis, cannabis, sinapis* — Diese Wörter die so viel Aufsehen in der Welt gemacht haben, bewirkten dieses, indem sie sich zu einer bestimmten Klasse schlugen und dennoch eine Ausnahme blieben; deshalb achte ich sie sehr, und daß ich sie bei der Hand habe, wenn ich sie etwa plötzlich brauchen sollte, Das giebt mir in manchen trüben Stunden des Lebens viel innere Beruhigung und Trost. Aber, Madame, die *verba irregularia* -- sie unterscheiden sich von den *verbis regularibus* dadurch, daß man bei ihnen noch mehr Prügel bekommt — sie sind gar entsetzlich schwer. In den dumpfen Bogengängen des Franciskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet, und mich traurig ansieht mit starren, blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich ist, so sieh doch zu, daß ich die *verba irregularia* im Kopfe behalte.

Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten so ganz Unrecht nicht, wenn

sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie, bis auf diese Stunde, meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräischen nicht so weit bringen wie meine Taschenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfandverleihern hatte, und dadurch manche jüdische Sitte annahm — z. B. des Sonnabends ging sie nicht — und die heilige Sprache lernte, und sie auch späterhin grammatisch trieb; wie ich denn oft in schlaflosen Nächten mit Erstaunen hörte, daß sie beständig vor sich hin pickerte: katal, katalta, katalti — kittel, kittalta, kittalti — — pokat, pokadeti — pikat — pik — pik — —

Indessen von der deutschen Sprache begriff ich Viel mehr, und die ist doch nicht so gar kinderleicht. Denn wir armen Deutschen, die wir schon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfsteuern und tausenderlei Abgaben genug geplagt sind, wir haben uns noch obendrein den Adeln aufgesackt und quälen uns einander mit dem Accusativ und Dativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von Kind auf annahm. Aber ich

lernte auch Etwas der Art von dem Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten raufsten.

Während ich in einem Zuge fortschrieb und Allerlei dabei dachte, habe ich mich unversehens in die alten Schulgeschichten hineingeschwaht, und ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen zu zeigen, Madame, wie es nicht meine Schuld war, wenn ich von der Geographie so Wenig lernte, daß ich mich späterhin nicht in der Welt zurecht zu finden wußte. Damals hatten nämlich die Franzosen alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminiert; die sonst blau gewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutroth, die bestimmten Lehrbuchseelen wurden so sehr vertauscht und vermischt, daß kein Teufel sie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten sich ebenfalls, Sichorien und Kunkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst nur Hasen und hinterherlaufende Landjunker zu sehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus, und die Venetianer waren nicht schlaun genug, unter den Fürsten gab es viel Avan-

cement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Absatz wie frische Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und mußten auf andere Art ihr Brot zu verdienen suchen, und einige legten sich daher früh auf ein Handwerk, und machten z. B. Siegellack oder — Madame, diese Periode hat endlich ein Ende, der Athem wollte mir ausgehen — kurz und gut, in solchen Zeiten kann man es in der Geographie nicht weit bringen.

Da hat man es doch besser in der Naturgeschichte, da können nicht so viele Veränderungen vorgehen, und da giebt es bestimmte Kupferstiche von Affen, Känguruhs, Zebras, Nashornen u. s. w. Weil mir solche Bilder im Gedächtnisse blieben, geschah es in der Folge sehr oft, daß mir manche Menschen beim ersten Anblick gleich wie alte Bekannte vorkamen.

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich. Aufrechtig gestanden, da wir doch

einmal die alten Götter auswendig lernen mußten, so hätten wir sie auch behalten sollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vortheil bei unserer neu-römischen Dreigötterei, oder gar bei unserem jüdischen Eingöthenthum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht so unmoralisch, wie man sie verschrien hat, es ist z. B. ein sehr anständiger Gedanke des Homer's, daß er jener vielbeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé d'Aulnoi, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pffiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der Einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indessen auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur, und vor Allem darf man keine Bête allemande sein. Da gab es manches saure Wort. Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es erst gestern geschehen, daß ich durch la religion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmaal erging an mich die Frage: Henry, wie heißt der Glaube auf Französisch? Und sechsmaal

und immer weinerlicher antwortete ich: Er heißt *le crédit*. Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wüthende Examinator: Er heißt *la religion* — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten. Madame! seit der Zeit kann ich das Wort *religion* nicht erwähnen hören, ohne daß mein Rücken blaß vor Schrecken und meine Wange roth vor Scham wird. Und ehrlich gestanden, *le crédit* hat mir im Leben mehr genützt als *la religion*. — In diesem Augenblick fällt mir ein, daß ich dem Löwenwirth in Bologna noch fünf Thaler schuldig bin. Und wahrhaftig, ich mache mich anheischig, dem Löwenwirth noch fünf Thaler extra schuldig zu sein, wenn ich nur das unglückselige Wort *la religion* in diesem Leben nimmermehr zu hören brauche.

Parbleu, Madame! ich habe es im Französischen weit gebracht! Ich verstehe nicht nur Patois, sondern sogar adliges Bonnenfranzösisch. Noch unlängst in einer noblen Gesellschaft verstand ich fast die Hälfte von dem Diskurs zweier deutschen Komtessen, wovon jede über vier und sechzig Jahr' und eben so viele Ahnen zählte. Da, im Café-Royal zu Berlin hörte ich einmal den Monsieur Hans Michel Martens Französisch parlieren und verstand jedes Wort, ob schon kein Verstand

darin war. Man muß den Geist der Sprache kennen, und diesen lernt man am besten durch Trommeln. Parbleu! wie Viel verdanke ich nicht dem französischen Tambour, der so lange bei uns in Quartier lag, und wie ein Teufel aus sah, und doch von Herzen so engelgut war, und so ganz vorzüglich trommelte.

Es war eine kleine, bewegliche Figur mit einem fürchterlichen, schwarzen Schnurrbarte, worunter sich die rothen Lippen trotzig hervorbäumten, während die feurigen Augen hin und her schossen.

Ich kleiner Junge hing an ihm wie eine Klette, und half ihm seine Knöpfe spiegelblank putzen und seine Weste mit Kreide weißen — denn Monsieur Le Grand wollte gerne gefallen — und ich folgte ihm auch auf die Wache, nach dem Appell, nach der Parade — da war Nichts als Waffenglanz und Lustigkeit — *les jours de fête sont passés!* Monsieur Le Grand wußte nur wenig gebrochenes Deutsch, nur die Hauptausdrücke — Brot, Ruß, Ehre — doch konnte er sich auf der Trommel sehr gut verständlich machen; z. B. wenn ich nicht wußte, was das Wort „liberté“ bedeute, so trommelte er den Marseiller Marsch — und ich verstand ihn. Wußte ich nicht die Bedeutung des Wortes „égalité“, so trommelte

er den Marsch „ça ira, ça ira — — — les aristocrats à la lanterne!“ — und ich verstand ihn. Wußte ich nicht, was „bêtise“ sei, so trommelte er den Dessauer Marsch, den wir Deutschen, wie auch Goethe berichtet, in der Champagne getrommelt — und ich verstand ihn. Er wollte mir mal das Wort „l'Allemagne“ erklären, und er trommelte jene allzu einfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich Dum — Dum — Dum — ich ärgerte mich, aber ich verstand ihn doch.

Auf ähnliche Weise lehrte er mich auch die neuere Geschichte. Ich verstand zwar nicht die Worte, die er sprach, aber da er während des Sprechens beständig trommelte, so wußte ich doch, was er sagen wollte. Im Grunde ist Das die beste Lehrmethode. Die Geschichte von der Bestürmung der Bastille, der Tuilerien u. s. w. begreift man erst recht, wenn man weiß, wie bei solchen Gelegenheiten getrommelt wurde. In unseren Schulkompendien liest man bloß: — „Ihre Excellenzen die Barone und Grafen und hochdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Altesfen die Herzöge und Prinzen und höchstdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Majestät der König und allerhöchstdero Gemahlin wurden geköpft —“ aber wenn man den rothen Guillotinen-

marſch trommeln hört, ſo begreift man Dieſes erſt recht, und man erfährt das Warum und das Wie. Madame, Das iſt ein gar wunderlicher Marſch! Er durchſchauerte mir Mark und Bein, als ich ihn zuerſt hörte, und ich war froh, daß ich ihn vergaß. — Man vergißt ſo Etwas, wenn man älter wird, ein junger Mann hat jetzt ſo viel anderes Wiſſen im Kopf zu behalten — Whiſt, Boſton, genealogiſche Tabellen, Bundestagsbeſchlüſſe, Dramaturgie, Liturgie, Vorſchneiden — und wirklich, trotz allem Stirnreiben konnte ich mich lange Zeit nicht mehr auf jene gewaltige Melodie beſinnen. Aber denken Sie ſich, Madame! unlängſt ſiße ich an der Tafel mit einer ganzen Menagerie von Grafen, Prinzen, Prinzefſinnen, Kammerherren, Hofmarſchallinnen, Hoffchenken, Oberhofmeiſterinnen, Hoffilberbewahrern, Hoffägermeiſterinnen, und wie dieſe vornehmen Domestikern noch außerdem heißen mögen, und ihre Unterdomeſtiken liefen hinter ihren Stühlen und ſchoben ihnen die gefüllten Teller vor's Maul — ich aber, der übergangen und überſehen wurde, ſaß müßig, ohne die mindeſte Sinnbäckenbeſchäftigung, und ich knetete Brotkügelchen, und trommelte vor Langeweile mit den Fingern, und zu meinem Entſetzen trommelte ich plötzlich den rothen, längſtvergeſſenen Guillotinenmarſch.

„Und was geschah?“ Madame, diese Leute lassen sich im Essen nicht stören, und wissen nicht, daß andere Leute, wenn sie Nichts zu essen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar gar furiose Märsche, die man längst vergessen glaubte.

Ist nun das Trommeln ein angeborenes Talent, oder hab' ich es frühzeitig ausgebildet, genug, es liegt mir in den Gliedern, in Händen und Füßen, und äußert sich oft unwillkürlich. Zu Berlin saß ich einst im Kollegium des Geheimraths Schmalz, eines Mannes, der den Staat gerettet durch sein Buch über die Schwarzmäntel- und Rothmäntelgefahr. — Sie erinnern sich, Madame, aus dem Pausanias, daß einst durch das Geschrei eines Esels ein eben so gefährliches Komplott entdeckt wurde, auch wissen Sie aus dem Livius oder aus Becker's Weltgeschichte, daß die Gänse das Kapitol gerettet, und aus dem Sallust wissen Sie ganz genau, daß durch eine geschwätzige Putaine, die Frau Fulvia, jene fürchterliche Verschwörung des Catilina an den Tag kam. — Doch um wieder auf besagten Hammel zu kommen, im Kollegium des Herrn Geheimraths Schmalz hörte ich das Völkerrecht, und es war ein langweiliger Sommernachmittag, und ich saß auf der Bank und hörte immer weniger — der Kopf war mir ein-

geschlafen — doch plötzlich ward ich aufgeweckt durch das Geräusch meiner eigenen Füße, die wach geblieben waren, und wahrscheinlich zugehört hatten, daß just das Gegentheil vom Völkerrecht vortragen und auf Konstitutionsgesinnung geschimpft wurde, und meine Füße, die mit ihren kleinen Hühneraugen das Treiben der Welt besser durchschauen, als der Geheimrath mit seinen großen Suno-Augen, diese armen, stummen Füße, unfähig, durch Worte ihre unmaßgebliche Meinung auszusprechen, wollten sich durch Trommeln verständlich machen, und trommelten so stark, daß ich dadurch schier ins Malheur kam.

Verdammte, unbesonnene Füße! sie spielten mir einen ähnlichen Streich, als ich einmal in Göttingen bei Professor Saalfeld hospitierte, und Dieser mit seiner steifen Beweglichkeit auf dem Katheder hin und her sprang, und sich echaffierte, um auf den Kaiser Napoleon recht ordentlich schimpfen zu können — nein, arme Füße, ich kann es euch nicht verdenken, daß ihr damals getrommelt, ja ich würde es euch nicht mal verdacht haben, wenn ihr, in eurer stummen Naivetät, euch noch fußtrittdeutlicher ausgesprochen hättet. Wie darf ich, der Schüler Le Grand's, den Kaiser schmähen hören? Den Kaiser! den Kaiser! den großen Kaiser!

Denke ich an den großen Kaiser, so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen sitzen singende Nachtigallen, der Wasserfall rauscht, auf runden Beeten stehen Blumen und bewegen traumhaft ihre schönen Häupter — ich stand mit ihnen in wunderlichem Verkehr, die geschminkten Tulpen grüßten mich bettelstolz herablassend, die nervenkranken Lilien nickten wehmüthig zärtlich, die trunkenrothen Rosen lachten mir schon von Weitem entgegen, die Nachtviole seufzten — mit den Myrten und Lorberern hatte ich damals noch keine Bekanntschaft, denn sie lockten nicht durch schimmernde Blüthe, aber mit den Reseden, womit ich jetzt so schlecht stehe, war ich ganz besonders intim. — Ich spreche vom Hofgarten zu Düsseldorf, wo ich oft auf dem Rasen lag, und andächtig zuhörte, wenn mir Monsieur Le Grand von den Kriegsthaten des großen Kaisers erzählte, und dabei die Märsche schlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, so daß ich Alles lebendig sah und hörte. Ich sah den Zug über den Simplon — der Kaiser voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgeschrecktes Gevögel sein Krächzen erhebt und die Gletscher in der Ferne donnern — ich sah den

Kaiser, die Fahne im Arm, auf der Brücke von
Vodi — ich sah den Kaiser im grauen Mantel bei
Marengo — ich sah den Kaiser zu Ross in der
Schlacht bei den Pyramiden — Nichts als Pul-
verdampf und Mamelucken — ich sah den Kaiser
in der Schlacht bei Austerlitz — hui! wie piffen
die Kugeln über die glatte Eisbahn! — ich sah,
ich hörte die Schlacht bei Zena — dum, dum,
dum — ich sah, ich hörte die Schlacht bei Gilaу,
Wagram — — — — nein, kaum konnt' ich es
aushalten! Monsieur Le Grand trommelte, daß fast
mein eignes Trommelfell dadurch zerrissen wurde.

Kapitel VIII.

Aber, wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hofmannah! den Kaiser.

Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten, die mir Monsieur Le Grand vorgestrommelt hatte, mein Herz schlug den Generalmarsch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar

ein goldner Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine welthistorische Hütchen. Er ritt ein weißes Kößlein, und das ging so ruhig stolz, so sicher, so ausgezeichnet, — wär' ich damals Kronprinz von Preußen gewesen, ich hätte dieses Kößlein beneidet. Nachlässig, fast hängend, saß der Kaiser, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmüthig den Hals des Pferdchens. — Es war eine sonnig marmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und sie klopfte gutmüthig den Hals des Pferdes. Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edelgemessen, wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, schwebte um die Lippen — und doch wußte man, diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, — *et la Prusse n'existait plus* — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Alesserei hatte ausgeklingelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römische Reich tanzte. Und diese Lippen lächelten und auch

das Auge lächelte — Es war ein Auge, klar wie der Himmel, es konnte lesen im Herzen der Menschen, es sah rasch auf einmal alle Dinge dieser Welt, während wir Anderen sie nur nach einander und nur ihre gefärbten Schatten sehen. Die Stirne war nicht so klar, es nisteten darauf die Geister zukünftiger Schlachten, und es suchte bisweilen über dieser Stirn, und Das waren die schaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenstiefel = Gedanken, womit der Geist des Kaisers unsichtbar über die Welt hinschritt — und ich glaube, jeder dieser Gedanken hätte einem deutschen Schriftsteller Zeit seines Lebens vollauf Stoff zum Schreiben gegeben.

Der Kaiser ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widersezte sich ihm; hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, ritt sein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir drehte sich der tolle Alloysius und schnarrte die Namen seiner Generale, unferne brüllte der besoffene Gumperz, und das Volk rief tausendstimmig: Es lebe der Kaiser!

K a p i t e l IX.

Der Kaiser ist todt. Auf einer öden Insel des atlantischen Meeres ist sein einsames Grab, und Er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen lassen und ein frommes Bächlein wehmüthig klagend vorbeirieselt. Es steht keine Inschrift auf seinem Leichensteine; aber Klio, mit dem gerechten Griffel, schrieb unsichtbare Worte darauf, die wie Geisterstöne durch die Jahrtausende klingen werden.

Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der große Todte dir sterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hudson, nein, du selbst warst der sicilianische Häscher, den die verschworenen Könige gedungen, um an dem Manne des Volkes heimlich abzurächen,

was das Volk einst öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte. — Und er war dein Gast und hatte sich gesetzt an deinen Herd —

Bis in die spätesten Zeiten werden die Knaben Frankreichs singen und sagen von der schrecklichen Gastfreundschaft des Bellerophon, und wenn diese Spott- und Thränenlieder den Kanal hinüber klingen, so erröthen die Wangen aller ehrsamten Britten. Einst aber wird dieses Lied hinüber klingen, und es giebt kein Britannien mehr, zu Boden geworfen ist das Volk des Stolzes, Westminster's Grabmäler liegen zertrümmert, vergessen ist der königliche Staub, den sie verschlossen — Und Sankt Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, D'Neara und Autommarchi.

Seltzam! die drei größten Widersacher des Kaisers hat schon ein schreckliches Schicksal getroffen: Londonderry hat sich die Kehle abgeschnitten, Ludwig XVIII. ist auf seinem Throne verfaukt, und Professor Saalfeld ist noch immer Professor in Göttingen.

Kapitel X.

Es war ein klarer, fröstelnder Herbsttag, als ein junger Mensch von studentischem Ansehen durch die Allee des Düsseldorfer Hofgartens langsam wanderte, manchmal, wie aus kindischer Lust, das raschelnde Laub, das den Boden bedeckte, mit den Füßen aufwarf, manchmal aber auch wehmüthig hinausblickte nach den dürren Bäumen, woran nur noch wenige Goldblätter hingen. Wenn er so hinaussah, dachte er an die Worte des Glaukos:

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter
der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt
dann

Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der
Frühling:

So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes ver-
schwindet."

In früheren Tagen hatte der junge Mensch mit ganz andern Gedanken an eben dieselben Bäume hinaufgesehen, und er war damals ein Knabe und suchte Vogelnester oder Sommerkäfer, die ihn gar sehr ergötzten, wenn sie lustig dahinsummten, sich der hübschen Welt erfreuten, und zufrieden waren mit einem saftig grünen Blättchen, mit einem Tröpfchen Thau, mit einem warmen Sonnenstrahl, und mit dem süßen Kräuterduft. Damals war des Knaben Herz eben so vergnügt wie die flatternden Thierchen. Jetzt aber war sein Herz älter geworden, die kleinen Sonnenstrahlen waren darin erloschen, alle Blumen waren darin abgestorben, sogar der schöne Traum der Liebe war darin verblichen, im armen Herzen war Nichts als Muth und Gram, und damit ich das Schmerzlichste sage — es war mein Herz.

Den selben Tag war ich zur alten Vaterstadt zurückgekehrt, aber ich wollte nicht darin übernachten und sehnte mich nach Godesberg, um zu den Füßen meiner Freundin mich niederzusetzen und von der kleinen Veronika zu erzählen. Ich hatte

die lieben Gräber besucht. Von allen lebenden Freunden und Verwandten hatte ich nur einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden. Fand ich auch sonst noch bekannte Gestalten auf der Straße, so kannte mich doch Niemand mehr, und die Stadt selbst sah mich an mit fremden Augen, viele Häuser waren unterdessen neu angestrichen worden, aus den Fenstern guckten fremde Gesichter, um die alten Schornsteine flatterten abgelebte Spaziergänger, Alles sah so todt und doch so frisch aus, wie Salat, der auf einem Kirchhofe wächst; wo man sonst Französisch sprach, ward jetzt Preussisch gesprochen, sogar ein kleines preussisches Höschen hatte sich unterdessen dort angesiedelt, und die Leute trugen Hoftitel, die ehemalige Friseurin meiner Mutter war Hoffriseurin geworden, und es gab jetzt dort Hoffschneider, Hoffschuster, Hofwanzenvertilgerinnen, Hoffschnapsläden, die ganze Stadt schien ein Hoflazareth für Hofgeistesranke. Nur der alte Kurfürst erkannte mich, er stand noch auf dem alten Platz, aber er schien magerer geworden zu sein. Eben weil er immer mitten auf dem Markte stand, hatte er alle Misere der Zeit mit angesehen, und von solchem Anblicke wird man nicht fett. Ich war wie im Traume, und dachte an das Märchen von den verzauberten Städten, und ich eilte zum Thore

hinaus, damit ich nicht zu früh erwachte. Im Hofgarten vermifste ich manchen Baum, und mancher war verkrüppelt, und die vier großen Pappeln, die mir sonst wie grüne Riesen erschienen, waren klein geworden. Einige hübsche Mädchen gingen spazieren, buntgeputzt, wie wandelnde Tulpen. Und diese Tulpen hatte ich gekannt, als sie noch kleine Zwiebelchen waren; denn ach! es waren ja Nachbarkinder, womit ich einst „Prinzessin im Thurm“ gespielt hatte. Aber die schönen Jungfrauen, die ich sonst als blühende Rosen gekannt, sah ich jetzt als verwelkte Rosen, und in manche hohe Stirne, deren Stolz mir einst das Herz entzückte, hatte Saturn mit seiner Sense tiefe Runzeln eingeschnitten. Jetzt erst, aber ach! viel zu spät, entdeckte ich, was der Blick bedeuten sollte, den sie einst dem schon jünglinghaften Knaben zugeworfen; ich hatte unterdessen in der Fremde manche Parallelen in schönen Augen bemerkt. Tief bewegte mich das demüthige Hutabnehmen eines Mannes, den ich einst reich und vornehm gesehen, und der seitdem zum Bettler herabgesunken war; wie man denn überall sieht, daß die Menschen, wenn sie einmal im Sinken sind, wie nach dem Newton'schen Gesetze, immer entsetzlich schneller und schneller ins Elend herabfallen. Wer mir aber gar nicht ver-

ändert schien, das war der kleine Baron, der lustig wie sonst durch den Hofgarten tänzelte, mit der einen Hand den linken Rockschöß in der Höhe haltend, mit der andern Hand sein dünnes Rohrstöckchen hin und her schwingend; es war noch immer dasselbe freundliche Gesichtchen, dessen Rosenröthe sich nach der Nase hin konzentriert, es war noch immer das alte Regelhütchen, es war noch immer das alte Zöpfchen, nur daß aus diesem jetzt einige weiße Härchen, statt der ehemaligen schwarzen Härchen, hervorkamen. Aber so vergnügt er auch aussah, so wußte ich dennoch, daß der arme Baron unterdessen viel Kummer ausgestanden hatte, sein Gesichtchen wollte es mir verbergen, aber die weißen Härchen seines Zöpfchens haben es mir hinter seinem Rücken verrathen. Und das Zöpfchen selber hätte es gerne wieder abgeleugnet und wackelte gar wehmüthig lustig.

Ich war nicht müde, aber ich bekam doch Lust, mich noch einmal auf die hölzerne Bank zu setzen, in die ich einst den Namen meines Mädchens eingeschnitten. Ich konnte ihn kaum wiederfinden, es waren so viele neue Namen darüber hingeschnitzelt. Ach! einst war ich auf dieser Bank eingeschlafen und träumte von Glück und Liebe. „Träume sind Schäume.“ Auch die alten Kinderspiele kamen mir

wieder in den Sinn, auch die alten, hübschen Märchen! aber ein neues falsches Spiel, und ein neues häßliches Märchen klang immer hindurch, und es war die Geschichte von zwei armen Seelen, die einander untreu wurden, und es nachher in der Treulosigkeit so weit brachten, daß sie sogar dem lieben Gotte die Treue brachen. Es ist eine böse Geschichte, und wenn man just nichts Besseres zu thun weiß, kann man darüber weinen. O Gott! einst war die Welt so hübsch, und die Vögel sangen dein ewiges Lob, und die kleine Veronika sah mich an mit stillen Augen, und wir saßen vor der marmornen Statue auf dem Schloßplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüstete Schloß, worin es spukt und Nachts eine schwarzseidene Dame ohne Kopf mit langer, rauschender Schleppe herumwandelt; auf der andern Seite ist ein hohes weißes Gebäude, in dessen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldnen Rahmen wunderbar glänzten, und in dessen Untergeschosse so viele tausend mächtige Bücher standen, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Ursula an die großen Fenster hinanhob — Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchsten Leitersprossen, und holte die höchsten Bücher herab

und las darin so lange, bis ich mich vor Nichts mehr, am wenigsten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde so gescheit, daß ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und sogar ihren Namen vergaß.

Während ich aber, auf der alten Bank des Hofgartens sitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menschenstimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erst heimkehrten. Als ich auffah, erblickte ich wirklich diese Waisenfinder des Ruhmes; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verstümmelt, ermattet und meistens hinkend, blieben sie doch noch immer in einer Art militärischen Schrittes, und, seltsam genug! ein Tambour mit einer Trommel schwanke voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tags in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufstehen und mit dem Tambour an der Spitze

nach ihrer Vaterstadt marschieren, und wobon das alte Volkslied singt:

„Er schlug die Trommel auf und nieder,
Sie sind vorm Nachtquartier schon wieder,
Ins Gäßlein hell hinaus,
Tralleri, trallerei, trallera,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da stehen Morgens die Gebeine
In Reih' und Glied wie Leichensteine,
Die Trommel geht voran,
Tralleri, trallerei, trallera,
Daß sie ihn sehen kann.“

Wahrlich, der arme französische Tambour schien halb verwest aus dem Grabe gestiegen zu sein, es war nur ein kleiner Schatten in einer schmutzig zerfetzten grauen Kapotte, ein verstorben gelbes Gesicht mit einem großen Schnurrbarte, der wehmüthig herabhing über die verblichenen Lippen, die Augen waren wie verbrannter Zunder, worin nur noch wenige Fünkchen glimmen, und dennoch, an einem einzigen dieser Fünkchen erkannte ich Monsieur Le Grand.

Er erkannte auch mich, und zog mich nieder auf den Rasen, und da saßen wir wieder wie sonst, als er mir auf der Trommel die französische Sprache und die neuere Geschichte docierte. Es war noch immer die wohlbekannte, alte Trommel, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie er sie vor russischer Habsucht geschützt hatte. Er trommelte jetzt wieder wie sonst, jedoch ohne dabei zu sprechen. Waren aber die Rippen unheimlich zusammengekniffen, so sprachen desto mehr seine Augen, die sieghaft aufleuchteten, indem er die alten Märsche trommelte. Die Pappeln neben uns erzitterten, als er wieder den rothen Guillotinenmarsch erdröhnen ließ. Auch die alten Freiheitskämpfe, die alten Schlachten, die Thaten des Kaisers trommelte er wie sonst, und es schien, als sei die Trommel selber ein lebendiges Wesen, das sich freute, seine innere Lust aussprechen zu können. Ich hörte wieder den Kanonendonner, das Pfeifen der Kugeln, den Lärm der Schlacht, ich sah wieder den Todesmuth der Garde, ich sah wieder die flatternden Fahnen, ich sah wieder den Kaiser zu Ross — aber allmählig schlich sich ein trüber Ton in jene freudigsten Wirbel, aus der Trommel drangen Laute, worin das wildeste Sauchzen und das entsetzlichste Trauern unheimlich gemischt waren, es schien ein

Siegesmarsch und zugleich ein Todtenmarsch, die Augen Le Grand's öffnieten sich geisterhaft weit, und ich sah darin Nichts als ein weites, weißes Eisfeld, bedeckt mit Leichen — es war die Schlacht bei der Moskwa.

Ich hätte nie gedacht, daß die alte, harte Trommel so schmerzliche Laute von sich geben könnte, wie jetzt Monsieur Le Grand daraus hervorzulocken wußte. Es waren getrommelte Thränen, und sie tönten immer leiser, und wie ein trübes Echo brachen tiefe Seufzer aus der Brust Le Grand's. Und Dieser wurde immer matter und gespenstischer, seine dürrn Hände zitterten vor Frost, er saß wie im Traume, und bewegte mit seinen Trommelstöcken nur die Luft, und horchte wie auf ferne Stimmen, und endlich schaute er mich an mit einem tiefen, abgrundtiefen, flehenden Blick — ich verstand ihn — und dann sank sein Haupt herab auf die Trommel.

Monsieur Le Grand hat in diesem Leben nie mehr getrommelt. Auch seine Trommel hat nie mehr einen Ton von sich gegeben, sie sollte keinem Feinde der Freiheit zu einem servilen Zapfenstreich dienen, ich hatte den letzten, flehenden Blick Le Grand's sehr gut verstanden, und zog sogleich den Degen aus meinem Stocß und zerstach die Trommel.

Kapitel XI.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame!

Aber das Leben ist im Grunde so fatal ernsthaft, daß es nicht zu ertragen wäre ohne solche Verbindung des Pathetischen mit dem Komischen. Das wissen unsere Poeten. Die grauenhaftesten Bilder des menschlichen Wahnsinns zeigt uns Aristophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den großen Denkerschmerz, der seine eigene Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur mit den Knittelversen eines Puppenspiels auszusprechen, und die tödlichste Klage über den Jammer der Welt legt Shakespeare in den Mund eines Narren, während er dessen Schellenkappe ängstlich schüttelt.

Sie haben's Alle dem großen Urpoeten abgesehen, der in seiner tausendaktigen Weltragödie

den Humor aufs Höchste zu treiben weiß, wie wir es täglich sehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenkolben und Britschen, nach den blutigen Revolutionscenen und Kaiseraktionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgestandenen Späßchen und zart-legitimen Bonmots, und graziöse hüpfst herbei die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln, und hintendrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen; — sogar in das höchste Pathos der Welttragödie pflegen sich komische Züge einzuschleichen, der verzweifelnde Republikaner, der sich wie ein Brutus das Messer ins Herz stieß, hat vielleicht zuvor daran gerochen, ob auch kein Hering damit geschnitten worden, und auf dieser großen Weltbühne geht es auch außerdem ganz wie auf unsern Lumpenbrettern, auch auf ihr giebt es besoffene Helden, Könige, die ihre Rolle vergessen, Koulissen, die hängen geblieben, hervorschallende Soufleurstimmen, Tänzerinnen, die mit ihrer Lendenpoesie Effekt machen, Kostüme, die als Hauptsache glänzen — Und im Himmel oben, im ersten Range, sitzen unterdessen die lieben Englein, und lorgnieren uns Komödianten hier unten, und der liebe Gott sitzt ernsthaft in seiner großen

Loge und langweilt sich vielleicht, oder rechnet nach, daß dieses Theater sich nicht lange mehr halten kann, weil der Eine zu viel Gage und der Andere zu wenig bekommt, und Alle viel zu schlecht spielen.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame! Während ich das Ende des vorigen Kapitels schrieb, und Ihnen erzählte, wie Monsieur Le Grand starb, und wie ich das testamentum militare, das in seinem letzten Blicke lag, gewissenhaft exekutierte, da klopfte es an meine Stubenthüre, und herein trat eine arme, alte Frau, die mich freundlich frug, ob ich ein Doktor sei. Und als ich Dies bejahte, bat sie mich recht freundlich, mit ihr nach Hause zu gehen, um dort ihrem Manne die Hühneraugen zu schneiden.

Kapitel XII.

Die deutschen Censoren

Dummköpfe

Kapitel XIII.

Madame! unter Leda's brütenden Hemisphären lag schon der ganze trojanische Krieg, und Sie können die berühmten Thränen des Priamos nimmermehr verstehen, wenn ich Ihnen nicht erst von den alten Schwaneneiern erzähle. Deshalb beklagen Sie sich nicht über meine Abschweifungen. In allen vorhergehenden Kapiteln ist keine Zeile, die nicht zur Sache gehörte, ich schreibe gedrängt, ich vermeide alles Überflüssige, ich übergehe sogar oft das Nothwendige, z. B. ich habe noch nicht einmal ordentlich citirt — ich meine nicht Geister, sondern, im Gegentheil, ich meine Schriftsteller — und doch ist das Citiren alter und neuer Bücher das Hauptvergnügen eines jungen Autors, und so ein paar grundgelehrte Citate zieren den ganzen Menschen.

Glauben Sie nur nicht, Madame, es fehle mir an Bekanntschaft mit Büchertiteln. Außerdem kenne ich den Kunstgriff großer Geister, die es verstehen, die Korinthen aus den Semmeln und die Citate aus den Kollegienheften herauszupicken; ich weiß auch, woher Barthel den Most holt. Im Nothfall könnte ich bei meinen gelehrten Freunden eine Anleihe von Citaten machen. Mein Freund G. in Berlin ist so zu sagen ein kleiner Rothschild an Citaten, und leiht mir gern einige Millionen, und hat er sie selbst nicht vorrätzig, so kann er sie leicht bei einigen andern kosmopolitischen Geistesbankiers zusammenbringen — Apropos, Madame, die dreiprocentigen Böckhs sind flau, aber die fünfprocentigen Hegels sind gestiegen — Doch ich brauche jetzt noch keine Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der sich gut steht, ich habe jährlich meine 10,000 Citate zu verzehren, ja, ich habe sogar die Erfindung gemacht, wie man falsche Citate für echte ausgeben kann. Sollte irgend ein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieses Geheimnis abkaufen wollen, so will ich es gerne für 19,000 Thaler Courant abstehen; auch ließe ich mich handeln. Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Literatur nicht verschweigen und will sie gratis mittheilen:

Ich halte es nämlich für rathsam, alle obskuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citieren.

Diese „guten Leute und schlechten Musikanten“ — so wird im Ponce de Leon das Orchester angeredet — diese obskuren Autoren besitzen doch immer selbst noch ein Exemplärchen ihres längstverschollenen Büchleins, und um dieses aufzutreiben muß man also ihre Hausnummer wissen. Wollte ich z. B. „Spitta's Sangbüchlein für Handwerksburschen“ citieren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieses finden? Citiere ich aber:

„vid. Sangbüchlein für Handwerksburschen,
von P. Spitta; Lüneburg, auf der Lüne-
nerstraße Nr. 2, rechts um die Ecke“ —

so können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe werth halten, das Büchlein auftreiben. Es ist aber nicht der Mühe werth.

Übrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee davon, mit welcher Leichtigkeit ich citieren kann. Überall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Gelahrtheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom Essen, so bemerke ich in einer Note, daß die Römer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegessen haben, ich citiere all' die köstlichen Gerichte, die von der Köchin des Lucullus bereitet worden — weh mir, daß ich anderthalb Jahrtausend zu spät geboren bin! — ich

bemerke auch, daß die gemeinschaftlichen Mahle bei den Griechen so und so hießen, und daß die Spartaner schlechte schwarze Suppen gegessen — Es ist doch gut, daß ich damals noch nicht lebte, ich kann mir nichts Entsetzlicheres denken, als wenn ich armer Mensch ein Spartaner geworden wäre, Suppe ist mein Lieblingsgericht — Madame, ich denke nächstens nach London zu reisen; wenn es aber wirklich wahr ist, daß man dort keine Suppe bekommt, so treibt mich die Sehnsucht bald wieder zurück nach den Suppenfleischtöpfen des Vaterlandes. Über das Essen der alten Hebräer könnt' ich weitläufig mich aussprechen und bis auf die jüdische Küche der neuesten Zeit herabgehen — Ich citiere bei dieser Gelegenheit den ganzen Steinweg — Ich könnte auch anführen, wie human sich viele Berliner Gelehrte über das Essen der Juden geäußert, ich käme dann auf die andern Vorzüglichkeiten und Vortrefflichkeiten der Juden, auf die Erfindungen, die man ihnen verdankt, z. B. die Wechsel, das Christenthum — aber halt! Letzteres wollen wir ihnen nicht allzuhoch anrechnen, da wir eigentlich noch wenig Gebrauch davon gemacht haben — ich glaube, die Juden selbst haben dabei weniger ihre Rechnung gefunden als bei der Erfindung der Wechsel. Bei Gelegenheit der Juden könnte ich

auch Tacitus citieren — er sagt, sie verehrten Esel in ihren Tempeln — und bei Gelegenheit der Esel, welch ein weites Citatenfeld eröffnet sich mir! Wie viel Merkwürdiges läßt sich anführen über antike Esel, im Gegensatz zu den modernen. Wie vernünftig waren jene, und ach! wie stupide sind diese. Wie verständig spricht z. B. Bileam's Esel
vid. Pentat. Lib. — — — —

Madame, ich habe just das Buch nicht bei der Hand und will diese Stelle zum Ausfüllen offen lassen. Dagegen in Hinsicht der Abgeschmacktheit neuerer Esel citiere ich:

vid. — — — —
— — — —

Nein, ich will auch diese Stelle offen lassen, sonst werde ich ebenfalls citiert, nämlich injuriarum. Die neueren Esel sind große Esel. Die alten Esel, die so hoch in der Kultur standen,

vid. Gesneri: De antiqua honestate asinorum.

(In comment. Götting. T. II. p. 32.)

sie würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie hörten, wie man von ihren Nachkommen spricht. Einst war „Esel“ ein Ehrentitel — bedeutete so Viel wie jetzt „Hofrath“, „Baron“, „Doktor Philosophiae“ — Jakob vergleicht damit seinen Sohn Isaschar, Homer vergleicht damit seinen Helden

Ajax, und jetzt vergleicht man damit den Herin v.! Madame, bei Gelegenheit solcher Eitel könnte ich mich tief in die Literaturgeschichte versenken, ich könnte alle große Männer citieren, die verlobt gewesen sind, z. B. den Abelardum, Picum Mirandulanum, Borbonium, Curtesium, Angelum Politianum, Rahmundum Lullum und Henricum Heineum. Bei Gelegenheit der Liebe könnte ich wieder alle große Männer citieren, die keinen Tabak geraucht haben, z. B. Cicero, Justinian, Goethe, Hugo, Ich — zufällig sind wir alle fünf auch so halb und halb Juristen. Mabillon konnte nicht einmal den Rauch einer fremden Pfeife vertragen, in seinem *Itinere germanico* klagt er in Hinsicht der deutschen Wirthshäuser, „quod molestus ipsi fuerit tabaci grave olentis foetor.“ Dagegen wird andern großen Männern eine Vorliebe für den Tabak zugeschrieben. Raphael Thorus hat einen Hymnus auf den Tabak gedichtet — Madame, Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ihn Isaaq Elsevirius Anno 1628 zu Leiden in Quart herausgegeben hat — und Ludovicus Rinschot hat eine Vorrede in Versen dazu geschrieben. Graevius hat sogar ein Sonett auf den Tabak gemacht. Auch der große Borhornius liebte den Tabak. Bayle, in seinem *Diet. hist. et critiq.* meldet von ihm,

er habe sich sagen lassen, daß der große Borhornius beim Rauchen einen großen Hut mit einem Loch im Vorderrand getragen, in welches er oft die Pfeife gesteckt, damit sie ihn in seinen Studien nicht hindere — Apropos, bei Erwähnung des großen Borhornius könnte ich auch all' die großen Gelehrten citieren, die sich in's Bockshorn jagen ließen und davon liefen. Ich verweise aber bloß auf Joh. Georg Martius: *De fuga literatorum* etc etc etc. Wenn wir die Geschichte durchgehen, Madame, so haben alle großen Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müssen: — Loth, Tarquinius, Moses, Jupiter, Frau von Staël, Nebukadnezar, Benjowsky, Mahomed, die ganze preussische Armee, Gregor VII., Rabbi Sischak Abarbanel, Rousseau — ich könnte noch sehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börse auf dem schwarzen Brette verzeichnet sind.

Sie sehen, Madame, es fehlt mir nicht an Gründlichkeit und Tiefe. Nur mit der Systematie will es noch nicht so recht gehen. Als ein echter Deutscher hätte ich dieses Buch mit einer Erklärung seines Titels eröffnen müssen, wie es im heiligen römischen Reiche Brauch und Herkommen ist. Phidias hat zwar zu seinem Jupiter keine Vorrede gemacht, eben so wenig, wie auf der mediceischen

Venus — ich habe sie von allen Seiten betrachtet — irgend ein Citat gefunden wird; — aber die alten Griechen waren Griechen, Unserer ist ein ehrlicher Deutscher, kann die deutsche Natur nicht ganz verleugnen, und ich muß mich daher noch nachträglich über den Titel meines Buches aussprechen.

Madame, ich spreche demnach:

I. Von den Ideen.

A. Von den Ideen im Allgemeinen.

a. Von den vernünftigen Ideen.

b. Von den unvernünftigen Ideen.

α. Von den gewöhnlichen Ideen.

β. Von den Ideen, die mit grünem Leder überzogen sind.

Diese werden wieder eingetheilt in
— doch Das wird sich Alles schon
finden.

Kapitel XIV.

Madame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was ist eine Idee? „Es liegen einige gute Ideen in diesem Rock,“ sagte mein Schneider, indem er mit ernster Anerkennung den Oberrock betrachtete, der sich noch aus meinen berlinisch eleganten Tagen herschreibt, und woraus jetzt ein ehrfamer Schlafrock gemacht werden sollte. Meine Wäscherin klagt, „der Pastor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf gesetzt, und sie sei dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen.“ Der Kutscher Pattenzen brummt bei jeder Gelegenheit: „Das ist eine Idee! Das ist eine Idee!“ Gestern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn frug, was er sich unter einer Idee vorstelle. Und verdrießlich brummte er: „Nu, nu, eine Idee ist eine Idee! eine Idee ist

alles dumme Zeug, was man sich einbildet.“ In gleicher Bedeutung wird dieses Wort als Buchtitel von dem Hofrath Heeren in Göttingen gebraucht.

Der Kutscher Pattenzen ist ein Mann, der auf der weiten Lüneburger Heide in Nacht und Nebel den Weg zu finden weiß; der Hofrath Heeren ist ein Mann, der ebenfalls mit klugem Instinkt die alten Karavanenwege des Morgenlandes auffindet, und dort schon seit Jahr und Tag so sicher und geduldig einherwandelt, wie jemals ein Kamel des Alterthums; auf solche Leute kann man sich verlassen, solchen Leuten darf man getrost nachfolgen, und darum habe ich dieses Buch „Ideen“ betitelt.

Der Titel des Buches bedeutet daher eben so wenig als der Titel des Verfassers, er ward von Demselben nicht aus gelehrtem Hochmuth gewählt, und darf ihm für Nichts weniger als Eitelkeit ausgedeutet werden. Nehmen Sie die wehmüthigste Versicherung, Madame, ich bin nicht eitel. Es bedarf dieser Bemerkung, wie Sie mitunter merken werden. Ich bin nicht eitel — Und wüchse ein Wald von Lorberern auf meinem Haupte und ergösse sich ein Meer von Weihrauch in mein junges Herz — ich würde doch nicht eitel werden. Meine Freunde und übrigen Raum- und Zeitge-

nossen haben treulich dafür gesorgt — Sie wissen Madame, daß alte Weiber ihre Pflegekinder ein bißchen anspucken, wenn man die Schönheit derselben lobt, damit das Lob den lieben Kleinen nicht schade — Sie wissen, Madame, wenn zu Rom der Triumphator, ruhmbekränzt und purpurgeschmückt, auf seinem goldnen Wagen mit weißen Rossen vom Campo Martii einherfuhr, wie ein Gott hervorragend aus dem feierlichen Zuge der Viktoren, Musikanten, Tänzer, Priester, Sklaven, Elephanten, Trophäenträger, Konsuln, Senatoren, Soldaten: dann sang der Pöbel hintendrein allerlei Spottlieder — Und sie wissen, Madame, daß es im lieben Deutschland viele alte Weiber und Pöbel giebt.

Wie gesagt, Madame, die Ideen, von denen hier die Rede ist, sind von den platonischen eben so weit entfernt wie Athen von Göttingen, und Sie dürfen von dem Buche selbst eben so wenig große Erwartungen hegen, als von dem Verfasser selbst. Wahrlich, wie Dieser überhaupt jemals dergleichen Erwartungen erregen konnte, ist mir eben so unbegreiflich als meinen Freunden. Gräfin Julie will die Sache erklären, und versichert, wenn der besagte Verfasser zuweilen etwas wirklich Geistreiches und Neugedachtes ausspreche, so sei Dies bloß Verstellung von ihm, und im Grunde sei er

eben so dumm wie die Übrigen. Das ist falsch, ich verstelle mich gar nicht, ich spreche wie mir der Schnabel gewachsen, ich schreibe in aller Unschuld und Einfalt, was mir in den Sinn kommt, und ich bin nicht daran Schuld, wenn Das etwas Gescheites ist. Aber ich habe nun mal im Schreiben mehr Glück als in der Altonaer Lotterie — ich wollte, der Fall wäre umgekehrt — und da kommt aus meiner Feder mancher Hertztreffer, manche Gedankenquaterne, und Das thut Gott; — denn ER, der den frömmsten Elohasängern und Erbauungs-poeten alle schönen Gedanken und allen Ruhm in der Literatur versagt, damit sie nicht von ihren irdischen Mitkreaturen zu sehr gelobt werden und dadurch des Himmels vergessen, wo ihnen schon von den Engeln das Quartier zurecht gemacht wird: — ER pflegt uns andere, profane, sündhafte, kezerische Schriftsteller, für die der Himmel doch so gut wie vernagelt ist, desto mehr mit vorzüglichen Gedanken und Menschenruhm zu segnen, und zwar aus göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, damit die arme Seele, die doch nun einmal erschaffen ist, nicht ganz leer ausgehe und wenigstens hienieden auf Erden einen Theil jener Wonne empfinde, die ihr dort oben versagt ist.

vid. Goethe und die Traktäthenverfasser.

Sie sehen also, Madame, Sie dürfen meine Schriften lesen, diese zeugen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, ich schreibe im blinden Vertrauen auf dessen Allmacht, ich bin in dieser Hinsicht ein echt christlicher Schriftsteller, und, um mit Gubitz zu reden, während ich eben diese gegenwärtige Periode anfangen, weiß ich noch nicht, wie ich sie schreibe und was ich eigentlich sagen soll, und ich verlasse mich dafür auf den lieben Gott. Und wie könnte ich auch schreiben ohne diese fromme Zuversicht, in meinem Zimmer steht jetzt der Bursche aus der Langhoff'schen Druckerei und wartet auf Manuscript, das kaumgeborene Wort wandert warm und naß in die Presse, und was ich in diesem Augenblick denke und fühle, kann morgen Mittag schon Makulatur sein.

Sie haben leicht reden, Madame, wenn Sie mich an das Horazische *nonum prematur in annum* erinnern. Diese Regel mag, wie manche andere der Art, sehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt sie Nichts. Als Horaz dem Autor die berühmte Regel gab, sein Werk neun Jahre im Pult liegen zu lassen, hätte er ihm auch zu gleicher Zeit das Recept geben sollen, wie man neun Jahre ohne Essen zubringen kann. Als Horaz diese Regel erfann, saß er vielleicht an der

Tafel des Mäcenas und aß Truthähne mit Trüffel, Fasanenpudding in Wildpretsauce, Lerchenrippchen mit Teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianische Vogelnester, und Gott weiß! was noch mehr, und Alles umsonst. Aber wir, wir unglücklichen Spätgeborenen, wir leben in einer andern Zeit, unsere Mäcenaten haben ganz andere Principien, sie glauben, Autoren und Mispeln gedeihen am besten, wenn sie einige Zeit auf dem Stroh liegen, sie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Bilder- und Gedankenjagd, wenn sie zu dick gefüttert würden, ach! und wenn sie ja mal einen armen Hund füttern, so ist es der unrechte, der die Brocken am wenigsten verdient, z. B. der Dachs, der die Hand leckt, oder der winzige Bologneser, der sich in den duftigen Schoß der Hausdame zu schmiegen weiß, oder der geduldige Pudel, der eine Brotwissenschaft gelernt und apportieren, tanzen und trommeln kann. — Während ich Dieses schreibe, steht hinter mir mein kleiner Mops und bellt — Schweig nur, Ami, dich hab' ich nicht gemeint, denn du liebst mich und begleitest deinen Herrn in Noth und Gefahr und würdest sterben auf seinem Grabe, eben so treu wie mancher andere deutsche Hund, der, in die Fremde verstoßen, vor den Thoren Deutschlands liegt und hungert und wim-

mert — Entschuldigen Sie, Madame, daß ich eben abschweifte, um meinem armen Hunde eine Ehrenerklärung zu geben, ich komme wieder auf die Horazische Regel und ihre Unanwendbarkeit im neunzehnten Jahrhundert, wo die Poeten das Schürzenstipendium der Muse nicht entbehren können — Ma foi, Madame! ich könnte es keine 24 Stunden, viel weniger 9 Jahre aushalten, mein Magen hat wenig Sinn für Unsterblichkeit, ich hab' mir's überlegt, ich will nur halb unsterblich und ganz satt werden, und wenn Voltaire dreihundert Jahre seines ewigen Nachruhms für eine gute Verdauung des Essens hingeben möchte, so biete ich das Doppelte für das Essen selbst. Ach! und was für schönes, blühendes Essen giebt es auf dieser Welt! Der Philosoph Pangloss hat Recht: es ist die beste Welt! Aber man muß Geld in dieser besten Welt haben, Geld in der Tasche, und nicht Manuscripte im Pult. Der Wirth im König von England, Herr Marr, ist selbst Schriftsteller und kennt auch die Horazische Regel, aber ich glaube nicht, daß er mir, wenn ich sie ausüben wollte, neun Jahr' zu essen gäbe.

Im Grunde, warum sollte ich sie auch ausüben? Ich habe des Guten so Viel zu schreiben, daß ich nicht lange Federlesens zu machen brauche.

So lange mein Herz voll Liebe und der Kopf meiner Nebenmenschen voll Narrheit ist, wird es mir nie an Stoff zum Schreiben fehlen. Und mein Herz wird immer lieben, so lange es Frauen giebt; erkaltet es für die Eine, so erglüht es gleich für die Andere; wie in Frankreich der König nie stirbt, so stirbt auch nie die Königin in meinem Herzen, und da heißt es: *La reine est morte, vive la reine!* Auf gleiche Weise wird auch die Narrheit meiner Nebenmenschen nie aussterben. Denn es giebt nur eine einzige Klugheit, und diese hat ihre bestimmten Grenzen; aber es giebt tausend unermessliche Narrheiten. Der gelehrte Kasuist und Seelsorger Schupp sagt sogar: „In der Welt sind mehr Narren als Menschen —“

vid. Schuppil lehrreiche Schriften, S. 1121. Bedenkt man, daß der große Schuppilus in Hamburg gewohnt hat, so findet man diese statistische Angabe gar nicht übertrieben. Ich befinde mich an demselben Orte, und kann sagen, daß mir ordentlich wohl wird, wenn ich bedenke, all' diese Narren, die ich hier sehe, kann ich in meinen Schriften gebrauchen, sie sind bares Honorar, bares Geld. Ich befinde mich jetzt so recht in der Wolle. Der Herr hat mich gesegnet, die Narren sind dieses Jahr ganz besonders gut gerathen, und als guter

Wirth konsumiere ich nur wenige, suche mir die ergiebigsten heraus und bewahre sie für die Zukunft. Man sieht mich oft auf der Promenade und sieht mich lustig und fröhlich. Wie ein reicher Kaufmann, der händereibend-vergnügt zwischen den Kisten, Fässern und Ballen seines Waarenlagers umherwandelt, so wandle ich dann unter meinen Leuten. Ihr seid Alle die Meinigen! Ihr seid mir Alle gleich theuer, und ich liebe euch, wie ihr selbst euer Geld liebt, und Das will Viel sagen. Ich mußte herzlich lachen, als ich jüngst hörte, einer meiner Leute habe sich besorglich geäußert, er wisse nicht, wovon ich einst leben würde — und dennoch ist er selbst ein so kapitaler Narr, daß ich von ihm allein schon leben könnte, wie von einem Kapitale. Mancher Narr ist mir aber nicht bloß bares Geld, sondern ich habe das bare Geld, das ich aus ihm erschreiben kann, schon zu irgend einem Zwecke bestimmt. So z. B. für einen gewissen, wohlgepolsterten dicken Millionarrn werde ich mir einen gewissen, wohlgepolsterten Stuhl anschaffen, den die Französinen chaise percée nennen. Für seine dicke Millionärrin kaufe ich mir ein Pferd. Sehe ich nun den Dicken — ein Kamel kommt eher ins Himmelreich, als daß dieser Mann durch ein Nadelöhr geht — sehe ich nun Diesen auf der

Promenade heranwatscheln, so wird mir wunderbarlich zu Muth; obschon ich ihm ganz unbekannt bin, so grüße ich ihn unwillkürlich, und er grüßt wieder so herzlich, so einladend, daß ich auf der Stelle von seiner Güte Gebrauch machen möchte, und doch in Verlegenheit komme wegen der vielen geputzten Menschen, die jaßt vorbeigehn. Seine Frau Gemahlin ist gar keine üble Frau — sie hat zwar nur ein einziges Auge, aber es ist dafür desto grüner, ihre Nase ist wie der Thurm, der gen Damaskus schaut, ihr Busen ist groß wie das Meer, und es flattern darauf allerlei Bänder, wie Flaggen der Schiffe, die in diesen Meerbusen eingelaufen — man wird seekrank schon durch den bloßen Anblick — ihr Nacken ist gar hübsch und fettgewölbt wie ein — das vergleichende Bild befindet sich etwas tiefer unten — und an der weichenblauen Gardine, die dieses vergleichende Bild bedeckt, haben gewiß tausend und abermals tausend Seidenwürmchen ihr ganzes Leben versponnen. Sie sehen, Madame, welch ein Ross ich mir anschaffe! Begegnet mir die Frau auf der Promenade, so geht mir ordentlich das Herz auf, es ist mir, als könnt' ich mich schon aufschwingen, ich schwinde mit der Gerte, ich schnappe mit den Fingern, ich schmalze mit der Zunge, ich mache mit den Beinen allerlei

Reiterbewegungen — hopp! hopp! — burr! burr!
— und die liebe Frau sieht mich an so seelenvoll,
so verständnisinnig, sie wiehert mit dem Auge,
sie sperrt die Rüstern, sie kokettiert mit der Kroupe,
sie kourbettiert, setzt sich plötzlich in einen kurzen
Hundetraub — Und ich stehe dann mit gekreuzten
Armen, und schaue ihr wohlgefällig nach, und über-
lege, ob ich sie auf der Stange reiten soll oder
auf der Trense, ob ich ihr einen englischen oder
einen polnischen Sattel geben soll — u. s. w. —
Leute, die mich alsdann stehen sehen, begreifen
nicht, was mich bei der Frau so sehr anzieht.
Zwischentragende Zungen wollten schon ihren Herrn
Gemahl in Unruhe setzen und gaben Winke, als
ob ich seine Ehehälfte mit den Augen eines Roué
betrachte. Aber meine ehrliche, weichlederne chaise
percée soll geantwortet haben, er halte mich für
einen unschuldigen, sogar etwas schüchternen jun-
gen Menschen, der ihn mit einer gewissen Benauig-
keit ansähe, wie Einer, der das Bedürfnis fühlt,
sich näher anzuschließen, und doch von einer er-
röthenden Blödigkeit zurückgehalten wird. Mein
edles Ross meinte hingegen, ich hätte ein freies,
unbefangenes, chevalereskes Wesen, und meine zuvor-
grüßende Höflichkeit bedeute bloß den Wunsch, ein-

mal von ihnen zu einem Mittagessen eingeladen zu werden. —

Sie sehen, Madame, ich kann alle Menschen gebrauchen, und der Adresskalender ist eigentlich mein Hausinventarium. Ich kann daher auch nie bankerott werden, denn meine Gläubiger selbst würde ich in Erwerbsquellen verwandeln. Außerdem, wie gesagt, lebe ich wirklich sehr ökonomisch, verdammt ökonomisch. Z. B. während ich Dieses schreibe, sitze ich in einer dunklen, betäubten Stube auf der Düsternstraße — aber ich ertrage es gern, ich könnte ja, wenn ich nur wollte, im schönsten Garten sitzen, eben so gut wie meine Freunde und Lieben; ich brauchte nur meine Schnapsklienten zu realisieren. Diese Letzteren, Madame, bestehen aus verdorbenen Frisuren, heruntergekommenen Kuppelern, Speisewirthen, die selbst Nichts mehr zu essen haben, lauter Lumpen, die meine Wohnung zu finden wissen, und für ein wirkliches Trinkgeld mir die Chronique scandaleuse ihres Stadtviertels erzählen — Madame, Sie wundern sich, daß ich solches Volk nicht ein für allemal zur Thür hinauswerfe? — Wo denken Sie hin, Madame! Diese Leute sind meine Blumen. Ich beschreibe sie einst in einem schönen Buche, für dessen Honorar ich mir einen Garten kaufe, und mit ihren rothen,

gelben, blauen und buntgesprenkelten Gesichtern erscheinen sie mir jetzt schon wie Blumen dieses Gartens. Was kümmert es mich, daß fremde Nasen behaupten, diese Blumen röchen nur nach Kümmel, Tabak, Käse und Laster! Meine eigne Nase, der Schornstein meines Kopfes, worin die Phantasie als Kaminfeger auf und ab steigt, behauptet das Gegentheil, sie riecht an jenen Leuten Nichts als den Duft von Rosen, Jasminen, Veilchen, Nelken, Violett — O, wie behaglich werde ich einst des Morgens in meinem Garten sitzen, und den Gesang der Vögel behorchen, und die Glieder wärmen an der lieben Sonne, und einathmen den frischen Hauch des Grünen, und durch den Anblick der Blumen mich erinnern an die alten Lumpen!

Vor der Hand sitze ich aber noch auf der dunklen Düsternstraße in meinem dunklen Zimmer und begnüge mich, in der Mitte desselben den größten Obskuranten des Landes aufzuhängen — „Mais, y verrez-vous plus clair alors?“ Augenscheinlichement, Madame, — doch mißverstehen Sie mich nicht, ich hänge nicht den Mann selbst, sondern nur die krystallne Lampe, die ich für das Honorar, das ich aus ihm erschreibe, mir anschaffen werde. Indessen, ich glaube, es wäre noch besser

und es würde plötzlich im ganzen Lande hell werden, wenn man die Obskuranten in natura aufhänge. Kann man aber die Leute nicht hängen, so muß man sie brandmarken. Ich spreche wieder figürlich, ich brandmarke in effigie. Freilich, Herr v. Weiß — er ist weiß und unbescholten wie eine Lilie — hat sich weißmachen lassen, ich hätte in Berlin erzählt, er sei wirklich gebrandmarkt; der Narr ließ sich deshalb von der Obrigkeit befehlen und schriftlich geben, daß seinem Rücken kein Wappen aufgedruckt sei, dieses negative Wappenzugnis betrachtete er wie ein Diplom, das ihm Einlaß in die beste Gesellschaft verschaffen müsse, und wunderte sich, als man ihn dennoch hinauswarf, und kreischt jetzt Mord und Zeter über mich armen Menschen, und will mich mit einer geladenen Pistole, wo er mich findet, todt-schießen — Und was glauben Sie wohl, Madame, was ich dagegen thue? Madame, für diesen Narren, d. h. für das Honorar, das ich aus ihm heraus-schreiben werde, kaufe ich mir ein gutes Faß Rüdeshheimer Rheinwein. Ich erwähne Dieses, damit sie nicht glauben, es sei Schadenfreude, daß ich so lustig aussehe, wenn mir Herr v. Weiß auf der Straße begegnet. Wahrhaftig, Madame, ich sehe in ihm nur meinen lieben Rüdeshheimer; sobald ich ihn erblicke, wird

mir wonnig und angenehm zu Muth, und ich trällere unwillkürlich: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben —“ „Dies Bildnis ist bezaubernd schön —“ „O weiße Dame — —“ Mein Rüdeshheimer schaut alsdann sehr sauer, und man sollte glauben, er bestände nur aus Gift und Galle — aber ich versichere Sie, Madame, es ist ein echtes Gewächs; findet sich auch das Beglaubigungswappen nicht eingebraunt, so weiß doch der Kenner es zu würdigen, ich werde dieses Fäßchen gar freudig anzapfen, und wenn es allzubedrohlich gährt und auf eine gefährliche Art zerspringen will, so soll es von Amtswegen mit einigen eisernen Reifen gesichert werden.

Sie sehen also, Madame, für mich brauchen Sie Nichts zu besorgen. Ich kann Alles ruhig ansehen in dieser Welt. Der Herr hat mich gesegnet mit irdischen Gütern, und wenn er mir auch den Wein nicht ganz bequem in den Keller geliefert hat, so erlaubt er mir doch in seinem Weinberge zu arbeiten, ich brauche nur die Trauben zu lesen, zu keltern, zu pressen, zu bütten, und ich habe dann die klare Gottesgabe; und wenn mir auch nicht die Narren gebraten ins Maul fliegen, sondern mir gewöhnlich roh und abgeschmackt entgegenlaufen, so weiß ich sie doch so lange am

Spieße herumzudrehen, zu schmoren, zu pfeffern, bis sie mürbe und genießbar werden. Sie sollen Ihre Freude haben, Madame, wenn ich mal eine große Fête gebe. Madame, Sie sollen meine Küche loben. Sie sollen gestehen, daß ich meine Satrapen eben so pompöse bewirthen kann, wie einst der große Ahasveros, der da König war von Indien bis zu den Mohren, über hundert und sieben und zwanzig Provinzen. Ganze Hekatomben von Narren werde ich einschlichten. Sener große Philoschnaps, der, wie einst Jupiter, in der Gestalt eines Ochsen um den Beifall Europa's buhlt, liefert den Ochsenbraten; ein trauriger Trauerspieldichter, der auf den Brettern, die ein traurig persisches Reich bedeuteten, uns einen traurigen Alexander gezeigt hat, an dessen Bildung kein Aristoteles Antheil hatte, Dieser liefert meiner Tafel einen ganz vorzüglichen Schweinskopf, wie gewöhnlich sauer süß lächelnd, mit einer Citronenscheibe im Maul, und von der kunstverständigen Köchin mit Vorberblättern bedeckt; der Sänger der Korallenlippen, Schwanenhälse, hüpfenden Schneehügelchen, Dingelchen, Wädchen, Mimilichen, Küßchen und Affesforchen, nämlich H. Claren, oder wie ihn auf der Friedrichstraße die frommen Bernhardinerinnen nennen: „Vater Claren! unser Claren!“ dieser

Echte liefert mir all' jene Gerichte, die er in seinen jährlichen Taschenbördelchen mit der Phantasie einer näscherischen Küchenjungfer so jettlich zu beschreiben weiß, und er giebt uns noch ein ganz besonderes Extra=Schüsselchen mit einem Sellerie=Gemüschen, „wonach Einem das Herzchen vor Liebe puppert!“ — eine kluge, dürre Hofdame, wovon nur der Kopf genießbar ist, liefert uns ein analoges Gericht, nämlich Spargel; und es wird kein Mangel sein an göttinger Wurst, hamburger Rauchfleisch, pommerischen Gänsebrüsten, Ochsenzungen, gedämpftem Kalbshirn, Rindsmaul, Stockfisch, und allerlei Sorten Gelée, Berliner Pfannkuchen, Wiener Torte, Konfitüren —

Madame, ich habe mir schon in Gedanken den Magen überladen! Der Henker hole solche Schlemmerei! Ich kann nicht Viel vertragen. Meine Verdauung ist schlecht. Der Schweinskopf wirkt auf mich wie auf das übrige deutsche Publikum — ich muß einen Willibald=Alexis=Salat darauf essen, der reinigt — O! der unselige Schweinskopf mit der noch unseligeren Sauce, die weder griechisch noch persisch, sondern wie Thee mit grüner Seife schmeckt — Ruft mir meinen dicken Missionarrn!

Kapitel XV.

Madame, ich bemerke eine leichte Wolke des Unmuths auf Ihrer schönen Stirne und Sie scheinen zu fragen, ob es nicht Unrecht sei, daß ich die Narren solchermaßen zurichte, an den Spieß stecke, zerhacke, spicke, und viele sogar hinschlachte, die ich unverzehrt liegen lassen muß, und die nun den scharfen Schnäbeln der Spaßvögel zum Raube dienen, während die Wittwen und Waisen heulen und jammern —

Madame, c'est la guerre! Ich will Ihnen jetzt das ganze Räthsel lösen: Ich selbst bin zwar keiner von den Vernünftigen, aber ich habe mich zu dieser Partei geschlagen, und seit 5588 Jahren führen wir Krieg mit den Narren. Die Narren glauben sich von uns beeinträchtigt, indem sie behaupten, es gäbe in der Welt nur eine bestimmte

Dosis Vernunft, diese ganze Dosis hätten nun die Vernünftigen, Gott weiß wie! usurpiert, und es sei himmelschreiend, wie oft ein einziger Mensch so viel Vernunft an sich gerissen habe, daß seine Mitbürger und das ganze Land rund um ihn her ganz obskur geworden. Dies ist die geheime Ursache des Krieges, und es ist ein wahrer Verteilungskrieg. Die Vernünftigen zeigen sich, wie gewöhnlich, als die Ruhigsten, Mäßigsten und Vernünftigsten, sie sitzen festverschanzt in ihren altarijtotelischen Werken, haben viel Geschütz, haben auch Munition genug, denn sie haben ja selbst das Pulver erfunden, und dann und wann werfen sie wohlbewiesene Bomben unter ihre Feinde. Aber leider sind diese Letzteren allzu zahlreich, und ihr Geschrei ist groß, und täglich verüben sie Greuel; wie denn wirklich jede Dummheit dem Vernünftigen ein Greuel ist. Ihre Kriegslisten sind oft von sehr schlauer Art. Einige Häuptlinge der großen Armee hüten sich wohl, die geheime Ursache des Krieges einzugestehen. Sie haben gehört, ein bekannter falscher Mann, der es in der Falschheit so weit gebracht hatte, daß er am Ende sogar falsche Memoiren schrieb, nämlich Fouché, habe mal geäußert: Les paroles sont faites pour cacher nos pensées; und nun machen sie viele Worte, um zu verbergen, daß sie überhaupt

keine Gedanken haben, und halten lange Reden und schreiben dicke Bücher, und wenn man sie hört, so preisen sie die alleinseligmachende Quelle der Gedanken, nämlich die Vernunft, und wenn man sie sieht, so treiben sie Mathematik, Logik, Statistik, Maschinen=Verbesserung, Bürgersinn, Stallfütterung u. s. w. — und wie der Affe um so lächerlicher wird, je mehr er sich mit dem Menschen ähnlich zeigt, so werden auch jene Narren desto lächerlicher, je vernünftiger sie sich gebärden. Andere Häuptlinge der großen Armee sind offenerziger, und gestehen, daß ihr Vernunfttheil sehr gering ausgefallen, daß sie vielleicht gar Nichts von der Vernunft abbekommen, indessen können sie nicht umhin, zu versichern, die Vernunft sei sehr sauer und im Grunde von geringem Werthe. Dies mag vielleicht wahr sein, aber unglücklicherweise haben sie nicht mal so viel Vernunft, als dazu gehört, es zu beweisen. Sie greifen daher zu allerlei Aushülfe, sie entdecken neue Kräfte in sich, erklären, daß solche eben so wirksam seien wie die Vernunft, ja in gewissen Nothfällen noch wirksamer, z. B. das Gemüth, der Glauben, die Inspiration u. s. w., und mit diesem Vernunftsurrogat, mit dieser Kunkelrübenvernunft trösten sie sich. Mich Armen hassen sie aber ganz besonders, indem

sie behaupten, ich sei von Haus aus einer der Ihrigen, ich sei ein Abtrünniger, ein Überläufer, der die heiligsten Bande zerrissen, ich sei jetzt sogar ein Spion, der heimlich auskundschaftete, was sie, die Narren, zusammen treiben, um sie nachher dem Gelächter seiner neuen Genossen preiszugeben, und ich sei so dumm, nicht einmal einzusehen, daß Diese zu gleicher Zeit über mich selbst lachen und mich nimmermehr für ihres Gleichen halten — Und da haben die Narren vollkommen Recht.

Es ist wahr, Sene halten mich nicht für ihres Gleichen, und mir gilt oft ihr heimliches Gekicher. Ich weiß es sehr gut, aber ich lass' mir Nichts merken. Mein Herz blutet dann innerlich, und wenn ich allein bin, fließen drob meine Thränen. Ich weiß es sehr gut, meine Stellung ist unnatürlich; Alles, was ich thue, ist den Vernünftigen eine Thorheit und den Narren ein Greuel. Sie hassen mich, und ich fühle die Wahrheit des Spruches: „Stein ist schwer und Sand ist Last, aber der Narren Zorn ist schwerer denn die beide.“ Und sie hassen mich nicht mit Unrecht. Es ist vollkommen wahr, ich habe die heiligsten Bande zerrissen, von Gott- und Rechtswegen hätte ich unter den Narren leben und sterben müssen. Und ach! ich

hätte es unter diesen Leuten so gut gehabt! Sie würden mich, wenn ich umkehren wollte, noch immer mit offenen Armen empfangen. Sie würden mir an den Augen absehen, was sie mir nur irgend Liebes erweisen könnten. Sie würden mich alle Tage zu Tische laden und des Abends mitnehmen in ihre Theegesellschaften und Klubs, und ich könnte mit ihnen Whist spielen, Tabak rauchen, politisieren, und wenn ich dabei gähnte, hieße es hinter meinem Rücken: Welch' schönes Gemüth! eine Seele voll Glauben!" — erlauben Sie mir, Madame, daß ich eine Thräne der Rührung weibe — ach! und ich würde Punsch mit ihnen trinken, bis die rechte Inspiration käme, und dann brächten sie mich in einer Portechaise wieder nach Hause, ängstlich besorgt, daß ich mich nicht erkälte, und der Eine reichte mir schnell die Pantoffeln, der Andre den seidnen Schlafrock, der Dritte die weiße Nachtmütze, und sie machten mich dann zum Professor extraordinarius, oder zum Präsidenten einer Belehrungsgesellschaft, oder zum Oberkalkulator, oder zum Direktor von römischen Ausgrabungen; — denn ich wäre so recht ein Mann, den man in allen Fächern gebrauchen könnte, sintemal ich die lateinischen Deklinationen sehr gut von den Konjugationen unterscheiden kann, und nicht so

leicht wie andere Leute einen preußischen Postillonsstiefel für eine etruskische Vase ansehe. Mein Gemüth, mein Glauben, meine Inspiration könnten noch außerdem in den Betstunden viel Gutes wirken, nämlich für mich; nun gar mein ausgezeichnet poetisches Talent würde mir gute Dienste leisten bei hohen Geburtstagen und Vermählungen, und es wär' gar nicht übel, wenn ich in einem großen Nationalepos all' jene Helden besänge, wovon wir ganz bestimmt wissen, daß aus ihren verwesten Reichnamen Würmer gekrochen sind, die sich für ihre Nachkommen ausgeben.

Manche Leute, die keine geborene Narren und einst mit Vernunft begabt gewesen, sind solcher Vortheile wegen zu den Narren übergegangen, leben bei ihnen ein wahres Schlaraffenleben, die Thorheiten, die ihnen anfänglich noch immer einige Überwindung gekostet, sind ihnen jetzt schon zur zweiten Natur geworden, ja sie sind nicht mehr als Heuchler, sondern als wahre Gläubige zu betrachten. Einer derselben, in dessen Kopf noch keine gänzliche Sonnenfinsternis eingetreten, liebt mich sehr, und jüngsthin, als ich bei ihm allein war, verschloß er die Thüre und sprach zu mir mit ernster Stimme: „O Thor, der du den Weisen spielst, und dennoch nicht so viel Verstand hast wie

ein Refrut im Mutterleibe! weißt du denn nicht, daß die Großen des Landes nur Denjenigen erhöhen, der sich selbst erniedrigt und ihr Blut für besser rühmt als das feinige. Und nun gar verdirbst du es mit den Frommen des Landes! Ist es denn so überaus schwer, die guadenseligen Augen zu verdrehen, die gläubigverschränkten Hände in die Rockärmel zu vermuffen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu lassen und auswendiggelernte Bibelsprüche zu wispern! Glaub mir, keine Hoherlauchte wird dich für deine Gottlosigkeit bezahlen, die Männer der Liebe werden dich hassen, verleumden und verfolgen, und du machst keine Karriere, weder im Himmel noch auf Erden!“

Ach! Das ist Alles wahr! Aber ich hab' nun mal diese unglückliche Passion für die Vernunft! Ich liebe sie, obgleich sie mich nicht mit Gegenliebe beglückt. Ich gebe ihr Alles, und sie gewährt mir Nichts. Ich kann nicht von ihr lassen. Und wie einst der jüdische König Salomon im Hohenliede die christliche Kirche besungen, und zwar unter dem Bilde eines schwarzen, liebeglühenden Mädchens, damit seine Juden Nichts merkten: so habe ich in unzähligen Liedern just das Gegentheil, nämlich die Vernunft, besungen, und zwar unter dem Bilde

einer weißen, kalten Jungfrau, die mich anzieht und abstößt, mir bald lächelt, bald zürnt, und mir endlich gar den Rücken kehrt. Dieses Geheimnis meiner unglücklichen Liebe, das ich Niemanden offenbare, giebt Ihnen, Madame, einen Maßstab zur Würdigung meiner Narrheit, Sie sehen daraus, daß solche von außerordentlicher Art ist, und großartig hervorragt über das gewöhnliche närrische Treiben der Menschen. Lesen Sie meinen Ratcliff, meinen Almanzor, mein Iyrisches Intermezzo — Vernunft! Vernunft! Nichts als Vernunft! — und Sie erschrecken ob der Höhe meiner Narrheit. Mit den Worten Agur's, des Sohnes Sake, kann ich sagen: „Ich bin der Allernärrichste, und Menschenverstand ist nicht bei mir.“ Hoch in die Lüfte hebt sich der Eichwald, hoch über den Eichwald schwingt sich der Adler, hoch über dem Adler ziehen die Wolken, hoch über den Wolken blitzen die Sterne — Madame, wird Ihnen Das nicht zu hoch? eh bien — hoch über den Sternen schweben die Engel, hoch über den Engeln ragt — nein, Madame höher kann es meine Narrheit nicht bringen. Sie bringt es hoch genug! Ihr schwindelt vor ihrer eigenen Erhabenheit. Sie macht mich zum Riesen mit Siebenmeilenstiefeln. Mir ist des Mittags zu Muth, als könnte ich alle Elephanten Hindostans aufessen

und mir mit dem Straßburger Münster die Zähne stochern; des Abends werde ich so sentimental, daß ich die Milchstraße des Himmels aussaufen möchte, ohne zu bedenken, daß Einem die kleinen Firsterne sehr unverdaulich im Magen liegen bleiben; und des Nachts geht der Spektakel erst recht los, in meinem Kopf giebt's dann einen Kongress von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kommen die Assyrer, Ägypter, Meder, Perser, Hebräer, Philister, Frankfurter, Babylonier, Karthager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kummeltürken — Madame, es wäre zu weitläufig, wenn ich Ihnen all' diese Völker beschreiben wollte, lesen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haude- und Spener'sche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Gesellschaftler. — Ich will unterdessen frühstücken, es will heute Morgen mit dem Schreiben nicht mehr so lustig fortgehn, ich merke, der liebe Gott läßt mich im Stich — Madame, ich fürchte sogar, Sie haben es früher bemerkt als ich — ja, ich merke, die rechte Gotteshülse ist heute noch gar nicht da gewesen. — Madame, ich will ein neues Kapitel anfangen, und Ihnen erzählen, wie ich nach dem Tode Le Grand's in Godesberg ankam.

Kapitel XVI.

Als ich zu Godesberg ankam, setzte ich mich wieder zu den Füßen meiner schönen Freundin, — und neben mir legte sich ihr brauner Dackshund — und wir Beide sahen hinauf in ihr Auge.

Heiliger Gott! in diesem Auge lag alle Herrlichkeit der Erde und ein ganzer Himmel obendrein. Vor Seligkeit hätte ich sterben können, während ich in jenes Auge blickte, und starb ich in solchem Augenblicke, so flog meine Seele direkt in jenes Auge. O, ich kann jenes Auge nicht beschreiben! Ich will mir einen Poeten, der vor Liebe verrückt geworden ist, aus dem Tollhause kommen lassen, damit er aus dem Abgrund des Wahnsinns ein Bild heraufhole, womit ich jenes Auge vergleiche — Unter uns gesagt, ich wäre wohl selbst verrückt genug, daß ich zu einem solchen Geschäfte keines

Gehülfen bedürfte. God d—n! sagte mal ein Engländer, wenn sie Einen so recht ruhig von oben bis unten betrachtet, so schmelzen Einem die kupfernen Knöpfe des Fracks und das Herz obendrein. F—e! sagte ein Franzose, sie hat Augen von größtem Kaliber, und wenn so ein dreißigpfünder Blick heraus-schießt, krach! so ist man verliebt. Da war ein rothköpfiger Advokat aus Mainz, Der sagte: Ihre Augen sehen aus wie zwei Tassen schwarzer Kaffe — Er wollte etwas sehr Süßes sagen, denn er warf immer unmenschlich viel Zucker in seinen Kaffe — Schlechte Vergleiche!

Ich und der braune Dachshund lagen still zu den Füßen der schönen Frau, und schauten und horchten. Sie saß neben einem alten, eisgrauen Soldaten, einer ritterlichen Gestalt mit Quernarben auf der gefurchten Stirne. Sie sprachen Beide von den sieben Bergen, die das schöne Abendroth bestrahlte, und von dem blauen Rhein, der unfern groß und ruhig vorbeifluthete. — Was kummerte uns das Siebengebirge und das Abendroth und der blaue Rhein und die segelweißen Rähne, die darauf schwammen, und die Musik, die aus einem Rähne erscholl, und der Schafskopf von Student, der darin so schmelzend und lieblich sang — ich und der braune Dachs, wir schauten in das Auge

der Freundin und betrachteten ihr Antlitz, das aus den schwarzen Flechten und Locken, wie der Mond aus dunkeln Wolken, rosigbleich hervorglänzte — Es waren hohe griechische Gesichtszüge, kühngewölbte Lippen, umspielt von Wehmuth, Seligkeit und kindischer Laune, und wenn sie sprach, so wurden die Worte etwas tief, fast seufzend angehaucht und dennoch ungeduldig rasch hervorgestoßen — und wenn sie sprach, und die Rede wie ein warmer, heiterer Blumenregen aus dem schönen Munde herniederflochte — o! dann legte sich das Abendroth über meine Seele, es zogen hindurch mit klingendem Spiel die Erinnerungen der Kindheit, vor Allem aber, wie Glöcklein, erklang in mir die Stimme der kleinen Veronika — und ich ergriff die schöne Hand der Freundin, und drückte sie an meine Augen, bis das Klingen in meiner Seele vorüber war — und dann sprang ich auf und lachte, und der Dachs bellte, und die Stirne des alten Generals fürchte sich ernster, und ich setzte mich wieder und ergriff wieder die schöne Hand und küßte sie und erzählte und sprach von der kleinen Veronika.

K a p i t e l XVII

Madame, Sie wünschen, daß ich erzähle, wie die kleine Veronika ausgesehen hat. Aber ich will nicht. Sie, Madame, können nicht gezwungen werden, weiter zu lesen, als Sie wollen, und ich habe wiederum das Recht, daß ich nur Dasjenige zu schreiben brauche, was ich will. Ich will aber jetzt erzählen, wie die schöne Hand aussah, die ich im vorigen Kapitel geküßt habe.

Zuvörderst muß ich eingestehen: — ich war nicht werth diese Hand zu küssen. Es war eine schöne Hand, so zart, durchsichtig, glänzend, süß, duftig, sanft, lieblich — wahrhaftig, ich muß nach der Apotheke schicken, und mir für zwölf Groschen Beiwörter kommen lassen.

Auf dem Mittelfinger saß ein Ring mit einer Perle — ich sah nie eine Perle, die eine kläglichere

Rolle spielte — auf dem Goldfinger trug sie einen Ring mit einer blauen Antike — ich habe Stunden lang Archäologie daran studiert — auf dem Zeigefinger trug sie einen Diamant — es war ein Talisman; so lange ich ihn sah, war ich glücklich, denn wo er war, war ja auch der Finger, nebst seinen vier Kollegen — und mit allen fünf Fingern schlug sie mir oft auf den Mund. Seitdem ich solchermaßen manipuliert worden, glaube ich steif und fest an den Magnetismus. Aber sie schlug nicht hart, und wenn sie schlug, hatte ich es immer verdient durch irgend eine gottlose Redensart, und wenn sie mich geschlagen hatte, so bereuete sie es gleich und nahm einen Kuchen, brach ihn entzwei, und gab mir die eine und dem braunen Dackel die andere Hälfte, und lächelte dann und sprach: „Ihr Beide habt keine Religion und werdet nicht selig, und man muß euch auf dieser Welt mit Kuchen füttern, da für euch im Himmel kein Tisch gedeckt wird.“ So halb und halb hatte sie Recht, ich war damals sehr irreligiös und las den Thomas Paine, das *Système de la nature*, den westphälischen Anzeiger und den Schleiermacher, und ließ mir den Bart und den Verstand wachsen, und wollte unter die Rationalisten gehen. Aber wenn mir die schöne Hand über die Stirne fuhr, blieb

mir der Verstand stehen, und süßes Träumen erfüllte mich, und ich glaubte wieder fromme Marienliedchen zu hören, und ich dachte an die kleine Veronika.

Madame, Sie können sich kaum vorstellen, wie hübsch die kleine Veronika aussah, als sie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher standen, warfen ihren Schimmer auf das bleiche lächelnde Gesichtchen und auf die rothseidenen Röschen und rauschenden Goldflitterchen, womit das Köpfschen und das weiße Todtenhemdchen verziert war — die fromme Ursula hatte mich Abends in das stille Zimmer geführt, und als ich die kleine Leiche, mit den Lichtern und Blumen, auf dem Tische ausgestellt sah, glaubte ich Anfangs, es sei ein hübsches Heiligenbildchen von Wachs; doch bald erkannte ich das liebe Antlitz, und frug lachend, warum die kleine Veronika so still sei, und die Ursula sagte: Das thut der Tod.

Und als sie sagte: Das thut der Tod — Doch ich will heute diese Geschichte nicht erzählen, sie würde sich zu sehr in die Länge ziehen, ich müßte auch vorher von der lahmen Elster sprechen, die auf dem Schlossplatz herumhinkte und dreihundert Jahr' alt war, und ich könnte ordentlich

melancholisch werden. — Ich bekomme plötzlich Lust, eine andere Geschichte zu erzählen, und die ist lustig, und passt auch an diesen Ort, denn es ist die eigentliche Geschichte, die in diesem Buche vorgetragen werden sollte.

Kapitel XVIII.

In der Brust des Ritters war Nichts als Nacht und Schmerz. Die Dolchstiche der Verleumdung hatten ihn gut getroffen, und wie er dahinging über den Sankt Markusplatz, war ihm zu Muth, als wollte sein Herz brechen und verbluten. Seine Füße schwankten vor Müdigkeit — das edle Wild war den ganzen Tag gehezt worden, und es war ein heißer Sommertag — der Schweiß lag auf seiner Stirne, und als er in die Gondel stieg, seufzte er tief. Er saß gedankenlos in dem schwarzen Gondelzimmer, gedankenlos schaukelten ihn die weichen Wellen, und trugen ihn den wohlbekanntem Weg hinein in die Brenta — und als er vor dem wohlbekanntem Pallaste ausstieg, hörte er Signora Laura sei im Garten.

Sie stand, gelehnt an die Statue des Laokoon, neben dem rothen Rosenbaum am Ende der Terrasse, unfern von den Trauerweiden, die sich wehmüthig herabbeugen über den vorbeiziehenden Fluß. Da stand sie lächelnd, ein weiches Bild der Liebe, umduftet von Rosen. Er aber erwachte wie aus einem schwarzen Traume, und war plötzlich wie umgewandelt in Milde und Sehnsucht. „Signora Laura!“ — sprach er — „ich bin elend und bedrängt von Haß und Noth und Lüge“ — und dann stockte er, und stammelte: — „aber ich liebe Euch“ — und dann schoss eine freudige Thräne in sein Auge, und mit feuchten Augen und flammenden Rippen rief er: — „Sei mein, Mädchen, und liebe mich!“

Es liegt ein geheimnisdunkler Schleier über dieser Stunde, kein Sterblicher weiß, was Signora Laura geantwortet hat, und wenn man ihren guten Engel im Himmel darob befragt, so verhüllt er sich und seufzt und schweigt.

Einsam stand der Ritter noch lange bei der Statue des Laokoon, sein Antlitz war eben so verzerrt und weiß, bewusstlos entblätterte er alle Rosen des Rosenbaums, er zerknickte sogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder Blüthen getragen — in der Ferne klagte eine

wahnsinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüsterten
ängstlich, dumpf murmelten die kühlen Wellen der
Brenta, die Nacht kam heraufgestiegen mit ihrem
Mond und ihren Sternen — ein schöner Stern,
der schönste von allen, fiel vom Himmel herab.

Kapitel XIX.

Vous pleurez, Madame?

O, mögen die Augen, die jetzt so schöne Thränen vergießen, noch lange die Welt mit ihren Strahlen erleuchten, und eine warme, liebe Hand möge sie einst zudrücken in der Stunde des Todes! Ein weiches Sterbeküssen, Madame, ist auch eine gute Sache in der Stunde des Todes und möge Ihnen alsdann nicht fehlen; und wenn das schöne, müde Haupt darauf niedersinkt und die schwarzen Locken herabwallen über das verbleichende Antlitz: o, dann möge Ihnen Gott die Thränen vergelten, die für mich geflossen sind — denn ich bin selber der Ritter, für den Sie geweint haben, ich bin selber jener irrende Ritter der Liebe, der Ritter vom gefallenem Stern.

Vous pleurez, Madame?

O, ich kenne diese Thränen! Wozu soll die längere Verstellung? Sie, Madame, sind ja selbst die schöne Frau, die schon in Godesberg so lieblich geweint hat, als ich das trübe Märchen meines Lebens erzählte — Wie Perlen über Rosen, rollten die schönen Thränen über die schönen Wangen — der Dachs schwieg, das Abendgeläute von Königswinter verhallte, der Rhein murmelte leiser, die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem schwarzen Mantel, und ich saß zu Ihren Füßen, Madame, und sah in die Höhe in den gestirnten Himmel — Im Anfang hielt ich Ihre Augen ebenfalls für zwei Sterne — Aber wie kann man solche schöne Augen mit Sternen verwechseln? Diese kalten Lichter des Himmels können nicht weinen über das Elend eines Menschen, der so elend ist, daß er nicht mehr weinen kann.

Und ich hatte noch besondere Gründe, diese Augen nicht zu verkennen — in diesen Augen wohnte die Seele der kleinen Veronika.

Ich habe nachgerechnet, Madame, Sie sind geboren just an dem Tage, als die kleine Veronika starb. Die Johanna in Andernach hatte mir vorausgesagt, daß ich in Godesberg die kleine Veronika wiederfinden würde — und ich habe Sie gleich

wieder erkannt. — Das war ein schlechter Einfall, Madame, daß Sie damals starben, als die hübschen Spiele erst recht losgehen sollten. Seit die fromme Ursula mir gesagt: „Das thut der Tod“, ging ich allein und ernsthaft in der großen Gemäldegalerie umher, die Bilder wollten mir nicht mehr so gut gefallen wie sonst, sie schienen mir plötzlich verblichen zu sein, nur ein einziges hatte Farbe und Glanz behalten — Sie wissen, Madame, welches Stück ich meine: —

Es ist der Sultan und die Sultinin von Delhi.

Erinnern sie sich, Madame, wie wir oft stundenlang davor standen, und die fromme Ursula so wunderbar schmunzelte, wenn es den Leuten auffiel, daß die Gesichter auf jenem Bilde mit den unsrigen so viele Ähnlichkeit hatten? Madame, ich finde, daß Sie auf jenem Bilde recht gut getroffen waren, und es ist unbegreiflich, wie der Maler Sie sogar bis auf die Kleidung darstellte, die Sie damals getragen. Man sagt, er sei wahnsinnig gewesen und habe Ihr Bild geträumt. Oder saß seine Seele vielleicht in dem großen, heiligen Affen, der Ihnen damals, wie ein Foket, aufwartete? — in diesem Falle mußte er sich wohl des silbergrauen Schleiers erinnern, den er einst mit rothem Wein

überschüttet und verdorben hat — Ich war froh daß sie ihn ablegten, er kleidete Sie nicht sonderlich, wie denn überhaupt die europäische Tracht für Frauenzimmer viel fleidsamer ist als die indische. Freilich, schöne Frauen sind schön in jeder Tracht. Erinnern Sie sich, Madame, daß ein galanter Brahmine — er sah aus wie Ganesa, der Gott mit dem Elephantenrüssel, der auf einer Maus reitet — Ihnen einst das Kompliment gemacht hat, die göttliche Maneka, als sie aus Indra's goldner Burg zum königlichen Büßer Wiswamitra hinabgestiegen, sei gewiß nicht schöner gewesen als Sie, Madame!

Sie erinnern sich Dessen nicht mehr? Es sind ja kaum 3000 Jahre, seitdem Ihnen Dieses gesagt worden, und schöne Frauen pflegen sonst eine zarte Schmeichelei nicht so schnell zu vergessen.

Indessen für Männer ist die indische Tracht weit fleidsamer als die europäische. O, meine rosa-rothen, lotosgeblümten Pantalons von Delhi! hätte ich euch getragen, als ich vor Signora Laura stand und um Liebe flehte — das vorige Kapitel hätte anders gelautet! Aber ach! ich trug damals strohgelbe Pantalons, die ein nüchterner Chinese in Nanking gewebt — mein Verderben war hineingewebt — und ich wurde elend.

Oft sitzt ein junger Mensch in einem kleinen deutschen Kaffeestübchen und trinkt ruhig seine Tasse Kaffee, und unterdessen im weiten, fernen China wächst und blüht sein Verderben, und wird dort gesponnen und verwebt, und trotz der hohen chinesischen Mauer weiß es seinen Weg zu finden zu dem jungen Menschen, der es für ein Paar Mantinghosen hält und diese arglos anzieht und elend wird — Und, Madame, in der kleinen Brust eines Menschen kann sich gar viel Elend verstecken und so gut versteckt halten, daß der arme Mensch selbst es tagelang nicht fühlt, und guter Dinge ist, und lustig tanzt und pfeift und trällert — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la.

Kapitel XX.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.

(Altes Stück.)

Und wegen dieser dummen Geschichte haben Sie sich todtschießen wollen?

Madame, wenn ein Mensch sich todtschießen will, so hat er dazu immer hinlängliche Gründe, darauf können Sie sich verlassen. Aber ob er selbst diese Gründe kennt, Das ist die Frage. Bis auf den letzten Augenblick spielen wir Komödie mit uns selber. Wir maskieren sogar unser Elend, und während wir an einer Brustwunde sterben, klagen wir über Zahnweh.

Madame, Sie wissen gewiß ein Mittel gegen Zahnweh?

Ich aber hatte Zahnweh im Herzen. Das ist ein schlimmes Übel, und da hilft sehr gut, das

Füllen mit Blei und das Zahnpulver, das Barthold Schwarz erfunden hat.

Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen, und nagte — der arme Chinese trägt keine Schuld, ich habe dieses Elend mit mir zur Welt gebracht. Es lag schon mit mir in der Wiege, und wenn meine Mutter mich wiegte, so wiegte sie es mit, und wenn sie mich in den Schlaf sang, so schlief es mit mir ein, und es erwachte, sobald ich wieder die Augen aufschlug. Als ich größer wurde, wuchs auch das Elend, und wurde endlich ganz groß, und zersprengte mein —

Wir wollen von andern Dingen sprechen, vom Jungfernkranz, von Maskenbällen, von Lust und Hochzeitfreude — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la. —

